

dlv

Über den Autor:

Ordination und Gemeindepfarrer in Rottenburg; Jugendleiter und Jugendschöffe in Frankfurt/Main; Studium psychologischer, pädagogischer und sexual-ethischer Fragen; von 1969-1999 Generalsekretär des Weißen Kreuzes in Deutschland; langjähriger Ehe- und Familienberater, ausgedehnte Vortragstätigkeit, Autor zahlreicher Sachbücher; 1992 Goldenes Kronenkreuz, 1999 Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland.

Gerhard Naujokat

Wider den Zeitgeist

Plädoyer für ein realistisches Christentum



Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2000

© 2000 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Satz: CLV

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Druck und Bindung: Ebner, Ulm

ISBN: 3-89397-432-6

Inhaltsverzeichnis

Wider die Illusion vom »harmonischen« Leben	7
Wider die gesellschaftliche Glücksverführung	15
Wider den öffentlichen Gegensatz	20
Wider die fromme Show und ängstliche Sorgen	27
Wider die Sturheit und Untätigkeit	31
Wider die »lockere« Ehe	36
Wider den Zwiespalt und die Ich-Liebe	41
Wider die Zukunftsangst	46
Wider die blinde Namenlosigkeit	52
Wider die Unbarmherzigkeit	55
Wider den »leidlosen« Wunschtraum	60

Wider
die Orientierungslosigkeit ----- 64

Wider
die innere Leere ----- 77

Kapitel 1

Wider die Illusion vom »harmonischen« Leben

Nachdenkliches

Die Natur ist für die meisten so etwas wie der Inbegriff von Friede, Ruhe und Ausgleich. Man geht gern in die Natur und nutzt sie als Oase der Erholung und der Stille. Hinter beschaulicher Kulisse allerdings findet ein lebhafter und immerwährender Kampf statt. Er ist in der Tat eine unentbehrliche Grundlage des Lebens, verdient zwar keine Verherrlichung, ist aber notwendig für die Auslese des Lebensfähigen. So spiegelt die Natur eine tiefe Tragik, den schmerzlichen Zug der Zerrissenheit, des Widerspruchs vom Fressen und Gefressenwerden. Zugleich offenbart sich dem menschlichen Leben ein Bühnenhintergrund und wohl auch der Verständnisschlüssel für den so rätselhaften Vorgang, dass die Wesen, die sich am heftigsten lieben, sich auch am unerbittlichsten bekämpfen können: Mann und Frau. Zusätzlich: Auch der einzelne Mensch liegt permanent mit sich im Kampf.

Der Kampf des Menschen mit sich selbst

In ihm kämpfen entgegengesetzte Kräfte, die selten oder nie zum Ausgleich kommen: Wir wollen frei sein, aber nicht ungeborgen, gebunden, aber nicht abhängig. Wir streben danach, uns selbst zu verwirkli-

chen, aber das möglichst in Harmonie mit den anderen. Wir sehnen uns nach Gemeinschaft, möchten sein wie die anderen, uns aber auf jeden Fall unverwechselbar von allen unterscheiden.

In uns sind also egozentrische und soziozentrische – man könnte auch sagen zentrifugale und zentripetale – Kräfte wirksam, die zwar ständig nach Ausgewogenheit streben, diese aber nur selten und höchstens auf Zeit erreichen. Es kann sein, dass wir uns für andere verausgaben und anschließend das Empfinden haben, ausgezehrt und ausgenutzt zu sein. Oder wir nehmen alle Zeit und Kraft für uns in Anspruch und halten uns von Ansprüchen anderer fern. Dann haben wir nach einiger Zeit das Gefühl, dass uns niemand braucht und wir einsam, allein und zu nichts nutze sind.

Selbstbehauptungs- und Selbsthingabetendenzen sind in jedem von uns vorhanden, aber sie decken sich nicht. Wenn diese Kräfte sich nun bei zwei Partnern messen oder in einen zeitverschobenen Rhythmus kommen – gleich zwei Zahnrädern, die nicht ineinander greifen, sondern aufeinander stoßen –, so sind Konflikte die zwangsläufige Folge. Denn beide Kräfte in ein andauerndes Gleichgewicht zu bringen, scheint eine schier unlösbare Lebensaufgabe zu sein. Sie hält die Partner in einem Zustand aufregenden Wechsels: bald kurz gespürte Beglückung durch Ergänzung, bald nachhaltig erlebte Spannung. Konflikt und Kampf sind daher immer wieder in das Leben und besonders aber auch in die Partnerbeziehung unumgänglich einprogrammiert. Wir können ihnen nicht entrinnen, sollten uns darüber aber klar werden, wo die Gründe der Konflikte liegen, welchen Nährstoff sie finden, wie sie sich austoben und auf welche Weise sie sich aufs Neue lösen lassen. Denn

natürlich müssen Ruhepausen eintreten, ohne die es in der Partnerschaft nicht geht. Verlaufen diese harmonischen Zwischenabschnitte tief genug und seelisch befriedigend, dann lassen sich auch die »Kampfzeiten« verhältnismäßig schadlos überstehen.

Solche Reibungskonflikte sind nicht altersbedingt, sondern beginnen schon beim Kleinkind. In den ersten beiden Lebensjahren fühlt es sich ganz in der mütterlichen und väterlichen Fürsorge und Liebe geborgen. Wenig später erwacht der Drang nach Unabhängigkeit, es entwickelt den eigenen Willen. Das wird von den Erwachsenen oftmals nicht richtig eingeordnet, sondern als bestürzend, ja bedrohlich erlebt. Wenn das Kind diesen Zwiespalt bemerkt, fühlt es sich ebenfalls unglücklich und zerrissen. Die Psychologie verband diese Zeit früher mit der so genannten Trotzphase. Der innere Konflikt wird nach außen projiziert, führt zur Auflehnung gegen die elterlichen Weisungen, auch zu Gefühlen des Unvollkommen-seins und zur Unzufriedenheit der eigenen Seele. Die Zustände wechseln: In einem Augenblick trotzt das Kind, im anderen verhält es sich angepasst. Heute erlebt es ein auftrumpfendes Selbstgefühl, morgen leidet es an der gleichen Aufsässigkeit. Hier entstehen Wechselgefühle zwischen dem Selbstständigkeitsdrang und der Einordnungspflicht. Diese Kindheitsphase bedeutet für alle Beteiligten oftmals eine Zerreißprobe und für die Entwicklung des Kindes eine Zeit seelischer Schwankungen. Eltern werden mit großer Aufmerksamkeit hier und da Hilfestellung geben und Korrektur anbringen, damit das Kind nicht zu einem egoistischen Verhalten, sondern zu wirklicher Selbstständigkeit heranreift.

In der heutigen Zeit, in der eine Familie im Durchschnitt weniger als zwei Kinder großzieht, also ein

hoher Prozentsatz an Einzelkindern heranwächst, liegt die Gefahr auf der Hand, dass sich aufdringliche, maßlose und unangepasste Kinder entwickeln, die in der späteren partnerschaftlichen Auseinandersetzung nicht an Ausgleich und Anpassung gewöhnt sind. Wenn also zwei kampfstarke Egoisten aufeinander treffen, dann erhält das Zusammenleben in der Ehe sehr »spezielle« Akzente. Die Kinderstube ist daher die wichtigste Partnerschule.

Die Spannung von Nähe und Distanz

In temperierter Form äußert sich das Spannungsverhältnis in der jedem Paar vertrauten heiklen und gefährlichen Balance von Nähe und Distanz, von Behauptung des Selbstwertes und Anerkennung des Fremdwertes. Der berühmte Eheberater Theodor Bobet vertrat in seinem auflagenstarken Ehebuch die Ansicht, dass jedes Ehepaar eine einzige Person sei. Er sprach von der »Eheperson«, in der beide Partner sich wie die Hälften eines Apfels zu vereinigen und sozusagen auf höherer Ebene zu finden hätten. Wenn ein Partner im anderen seine Ergänzung, sein Dual findet, so kann das natürlich ideal sein. Aus der Erfahrung meiner Beratungsarbeit befürchte ich allerdings, dass eine solche Erwartung ein unerfüllbarer Wunschtraum bleibt, der den Konfliktstoff im Grunde noch anhäuft, statt ihn abzubauen.

Heute gehen wir von einer eher gegensätzlichen Auffassung aus: Die Ehe hat die Tatsache zu verkraften, dass sie aus zwei Personen besteht, also aus zwei Menschen, die Wert auf Eigenentwicklung und Freiheit legen; sie sich nicht gleichen, auch nicht unbedingt in allem ausgleichen wollen, die sich aber ergänzen, damit zwei Verschiedene ein Ganzes bilden und darin die Eigenständigkeit bewahren oder über-

haupt erst finden. Eine Ehe ist darauf angelegt, Grenzen anzunähern, Kommunikation zu pflegen, Interessen zu verbinden und sich in Liebe zu vereinigen. Ehe besteht aber ebenso aus Respekt vor der anderen Persönlichkeit, aus Achtung vor der anderen Wesensart sowie aus der Wertschätzung des Schutzraumes, den der andere benötigt. Eine gut funktionierende Ehe braucht in der Tat beides: Nähe und Distanz. Ebenso wird jede Ehe Stärken und Schwächen aufweisen, Hohes und Tiefes, Beglückendes und Leidvolles. Um niedrig sein zu können, bedarf es ebenfalls der Stärke.

In unserer Gesellschaft sind Selbstständigkeit und Stärke jedoch eher im Schwinden begriffen. Es zeigt eine deutliche Tendenz, dass Menschen die Verantwortung für ihr Leben gerne abgeben wollen an Freunde, an Institutionen – Gewerkschaften, Parteien, Kirchen, Verbände – an Massensteuerungsinstrumente der Medien, an völlig irrationale Anbieter wie Sekten, Gurus, Astrologen oder gar an die neuen parapsychologischen und okkulten Bewegungen. Angesichts dieses Aufgebotes fällt es schwer, geistige und personale Eigenständigkeit zu übernehmen. Wir entfalten eine oftmals fanatische Sucht nach Selbstverwirklichung, was häufig mit Emanzipation verwechselt wird.

Was sind heute schon Werte? Eine Wohnung einrichten, ein Auto vor der Tür, ein Haus bauen? Alles kann morgen fort sein. Wozu machen wir Karrieren, perfekte Technik, Rekorde, Hochleistungssport? Morgen ist vielleicht alles vergangen. Wozu dann? Weil es befriedigt und wohl tut? Wir brauchen zwar vieles und manchmal im Überfluss. Aber Werte können das nicht sein, da alles nur kurzlebig den Augenblick überdauert. Und schon macht man sich auf, die Rekorde zu

verbessern, noch perfekter, noch komfortabler, noch erfolgreicher zu werden. Dahinter steht meiner Meinung nach eine nichteingestandene Selbstwertchwäche. Wir spüren alle, dass wir an die Grenzen des Wachstums geraten, nicht alles machbar ist oder morgen schon nicht mehr gilt. Irgendetwas liegt aber im Menschen, das ihn nicht ruhen lässt. Er scheint nur zufrieden zu sein, wenn er unzufrieden ist und immer weiter nach Erfüllung strebt, obwohl er nur in Konflikte gerät. Wir kommen aus der Spannung unseres Lebens nicht heraus. Selbst unsere Anstrengungen, unser Hoffen und Wünschen programmieren Konflikte.

Nach christlichem Glauben leitet sich der Selbstwert eines Menschen aus nichts anderem ab als aus der Tatsache, von Gott geliebt zu sein. Das allein macht ihn frei gegenüber allen übermäßigen Leistungsnachweisen und den damit verbundenen Vergrößerungsphantasien und Expansionsbestrebungen. Es ist deutlich zu beobachten, dass überall dort, wo in einer Gesellschaft massiver Glaubensverlust auftritt, der Nachweiszwang des selbst erworbenen Eigenwertes verstärkt wird. Man muss über diese Zusammenhänge nachdenken und Konsequenzen ziehen z. B. im Blick auf die eheliche Partnerschaft, die nicht leistungsorientiert sein darf, sondern auf Anerkennung des »Fremdwertes« – nämlich des Partners – ausgerichtet zu sein hat.

Die Therapie von Minderwertigkeitsgefühlen, Unsicherheiten und Ängsten ist schwierig, weil man einem Menschen nicht einreden kann: Sei doch einfach anders! Es ist ein echtes Dilemma, in das wir geraten, wenn wir nur die »Harmonie« aufbauen und das »Ich« großziehen. Trifft ein Ichschwacher in einer späteren Ehe auf einen Partner, von dem er Ichstärke erwartet, kann das eine Zeit lang gut gehen, weil

ein Kraftstrom hinüber wechselt. Der Ich-Schwache hat dann das Gefühl, ein volleres Leben zu führen und von der Stärke des anderen getragen zu werden. Aber wehe, wenn sich dieser anderen Dingen, Interessen, vielleicht auch Menschen zuwendet und sie in den Mittelpunkt stellt, dann entsteht Angst im Partner: Er spürt die Lücke, er entdeckt sein Defizit und schämt sich seines Selbstwertmangels. Der Partner kann uns mit seiner Nähe eine Weile faszinieren, aber nicht ausfüllen; er kann uns in Atem halten, aber nicht die Schwächen vergessen lassen; er kann uns auch ein Gefühl von Sicherheit geben, aber keine letzte Geborgenheit schenken. Strukturell und in der Tiefe vermag er unseren Selbstwertmangel nicht zu beheben, bestenfalls über die Schwächen hinwegzuträsten.

Wenn Liebe und Liebesbindung nur in absoluter Nähe gedeihen könnten, nur in totaler Abhängigkeit, dann wären sie unendlich verletzbar und manipulierbar. Jede Regung, jeder Schritt des anderen müssten sofort schmerzliche Reaktionen und Gegenregungen auslösen. Die Ehepartner lebten seelisch wie siamesische Zwillinge, abhängig vom Gleichschritt des anderen. Geschieht das einmal nicht, folgen Blicke, Stirnrunzeln, Kritik, Nörgeln, Ausfälligwerden, Schreie, Tränen oder Schweigen. Das sind »Tretminen« auf dem Weg der Ehe, die die Partnerschaft ernstlich gefährden.

Ein erfolgreicher Weg wird also vom eigenen Ich fortführen und einen neuen Weg suchen, der unabhängig ist vom individuellen Fühlen und Begehren. Dieser Weg muss höher veranschlagt werden, als es die Vernunft oder Psyche des Menschen hergibt. Eine Stabilität wird gebraucht, an die man sich klammern kann und die im Krisenfall nicht loslässt. Damit wer-

den wir auf die Schöpfung zurückgeführt: »Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie, einen Mann und eine Frau« (1. Mose 1). Der den Menschen schuf und die Partnerschaft, der wird auch den Weg kennen, der aus dem Dilemma in die Harmonie zurückzuführen vermag. So wird Gott zum Fundament einer Ehe und zum Vermittler in Krisenzeiten. Er hat zusammengeführt und wird auch zusammenhalten. Bovet hat im Blick auf Spannungen und Differenzen formuliert: »Wir können die ganze Ehepathologie mit der Vorstellung überhöhen, dass ganz allgemein die Ehe, jede Ehe, wesentlich ein großes Drama ist. Indem Mann und Frau in der Ehe eine neue Person werden, muss ihr altes Ich sterben und das geht nicht ohne Schmerzen. Sie müssen 'Vater und Mutter', d. h. ihre bisherige Geborgenheit, das, was sie bisher liebten und verehrten, aufzugeben bereit sein. Zudem entdecken sie unweigerlich, dass ihr neuer Partner anders ist, als sie sich ihn vorgestellt hatten, ja anders, als er es selbst wusste. Wie Kolumbus finden sie nicht das Land, das sie erwartet hatten, aber sie entdecken eine völlig andere Welt. Das Lebensideal, das man sich vor der Ehe gesteckt hatte, muss weitgehend verändert, der neuen Eheperson angepasst werden, oder aber man lebt weiter als 'verheirateter Junggeselle' und verpasst die Ehe. Das große Drama der Ehe besteht darin, dass man die ganz neue Situation annimmt und bejaht, dass man durch alle Schmerzen und Anfechtungen hindurchgeht und die einmalige Partnerschaft mit der Hilfe Christi verwirklicht.«

Wider die gesellschaftliche Glücksverführung

Ein zentraler und wichtiger Lebensantrieb des Menschen ist die Hoffnung auf das große Glück. Man sucht es auf tausend Wegen. Es gibt geradezu eine Glücksindustrie, die sich des menschlichen Glücksverlangens bemächtigt und es zu befriedigen sucht: Lotto und Lotterie, die »Glücksspirale« und der »Große Preis«, Glücksbriefe und Spielbanken, das große Los und der Supergewinn mit Glücksreisen und Millionengewinnen.

Sie alle versprechen das käufliche, erreichbare, irdische, glänzende Glück, den »Platz an der Sonne«.

Zu diesen materialistischen Glücksverheißungen gesellen sich Weltanschauungen und Ideologien, religiöse Phänomene und metaphysische Programme. Sie stellen den glückshungrigen Zeitgenossen ein kurz- und langfristiges Glück in Aussicht: Wohlstand, Sicherheit und Freiheit, Sorglosigkeit, Gesundheitschancen, genussvolles Wohleben und andere Glücksvokabeln. Alles mit leichter Hand. Kann ein sorgloses Dauerfeiern ein erfülltes und glückliches Leben genannt werden?

Das Neue Testament und die Aussagen Jesu Christi vermitteln einen anderen Glücksbegriff mit erstaunlichem Tiefgang. Beispielsweise zeigen die Seligpreis-

sungen »Wege zum Glück«. Diese berühmteste Rede der Menschheitsgeschichte ist ein Zeugnis für die Grundlagen und Konsequenzen eines realistischen Lebens. Ein Christ lebt aus der »Bergpredigt«.

Dort werden erstaunlicherweise nicht die Reichen, nicht die Gebildeten und Weisen, nicht einmal die religiös Fundierten und Erfahrenen selig (glücklich) genannt, sondern das Gegenteil wird entfaltet: Jesus wischt alle menschlichen Vorzüge und positiven Einsichten vom Tisch, bringt sozusagen alle auf null, also auf den Stand von Bedürftigen, ja, Bettlern. Selbst ein Mann wie der Reformator Martin Luther musste am Ende seines erfüllten Lebens eingestehen: »Wir sind Bettler, das ist wahr.«

Das Glück dieser Welt ist nicht das Glück des Christen. Hier füllt sich der Begriff mit anderen Inhalten. Die wahrhaft Glücklichen sind im Sinne der biblischen Botschaft die geistlich Armen, also die, die nichts Besonderes zu wissen vorgeben, die nicht mehr unbedingt alles wollen und erwarten, die an inneren Werten nicht schon alles besitzen und sich aufgerundet vorkommen. Glücklich dagegen sind alle, die mit leeren Händen zu Gott kommen, um sich von Ihm beschenken zu lassen. Das Glück, das Seligsein, das in der Verheißung Gottes liegt, kann nicht verdient werden. Es bleibt barmherzige Zuwendung. Wir können es nicht machen, es ist kein Produkt unserer Leistung, nicht käuflich und kann nicht verordnet werden. Es ist etwas, das sich in uns ereignet, indem Gottes Gegenwart in uns lebendig wird.

Nicht Euphorie und Höhenflüge begleiten dieses Geschenk. Es werden eher Menschen damit beglückt, die Leid tragen und Ja sagen zu dem, was Gott ihnen schickt. Nicht jene Menschen, die stän-

dig Heiterkeit und gute Laune verbreiten, bei denen sich eine Erfolgssträhne an die andere reiht, werden glücklich geschätzt, sondern diejenigen, die vom Nullpunkt ihrer Existenz ausgehen. Damit meint Jesus sicher auch beispielsweise jene Frau, die mit einem brutalen Mann verheiratet ist, täglich neu gedemütigt und entehrt wird und dennoch hofft, weil sie sich von Gott gehalten weiß. Oder auch jener krebserkrankte junge Mann ist gemeint, dessen Leben qualvoll dahinsiecht und der gelernt hat, seine Geborgenheit allein in der Person Jesu Christi zu suchen. Alle unbegreiflichen Dunkelheiten, die auf der Menschheit lasten, wollen angenommen und akzeptiert werden. In dieser Haltung finden wir das realistische Leben und das wirkliche Glück der Zukunft.

Glücklich genannt werden in der Bergpredigt nicht die Siegertypen, die um ihres egoistischen Zieles willen keine Härte scheuen. Nein, es sind dagegen die Mitleidenden und Rücksichtsvollen, die Ausgleichenden und Ausgeglichenen, die Einfühlsamen und Behutsamen, die Jesus glücklich nennt. Von ihnen heißt es in Matthäus 5, dass sie die Erde besitzen. Gewohnt sind wir eigentlich, dass die Erde den anderen gehört: den Durchsetzungsfähigen und Gewalttätigen. Doch Jesus zeigt uns in der Nachfolge eine andere Welt: In ihr haben die Nachgiebigen eine Chance, die Demütigen werden Gnade erfahren, die Ohnmächtigen werden stark sein. Glücklich sind nicht die Machtmenschen, sondern die von Herzen hungern nach Ausgleich und Gerechtigkeit, nach Hilfe und Heil. Wenn das den Gläubigen auch wenig erscheinen mag, sie sollen dennoch satt werden.

Glücklich sind daher jetzt schon die Barmherzigen und Rücksichtsvollen. Sie sollen Barmherzigkeit erlangen, wenn sie selbst einmal darauf angewiesen sind.

Denn nur die Gütigen ermöglichen den Wandel von Systemen und werden Menschlichkeit herbeiführen, weil Güte unverbrauchbar ist. Nicht alle werden es aber in diesem Leben erfahren.

Der biblische Glücksbegriff umfasst Menschen, die unbeirrbar die Ordnungen Gottes vertreten, die sich nicht bestechen lassen von weltlichen Angeboten, die aller Verführung gegenüber ein reines Herz behalten. Reinheit bedeutet im biblischen Sinne Durchsichtigkeit, innere Ordnung und ein gutes Gewissen. Unrein sind nicht nur unredliche Taten und Vernichtungstendenzen, sondern auch alles, was verwirrt, verfremdet, innerlich nach unten zieht und eine Menschheit brutalisiert. Reinheit ist die Klarheit und Durchschaubarkeit der Gedanken und des Handelns; Reinheit ist die Offenheit und Geradlinigkeit des Charakters; Reinheit ist auch die Befreiung vom Druck der Sünde. Ein solch gereinigtes, befreites und erlöstes Herz kann Gott schauen. Herz steht hier für das innere Wahrnehmungsorgan, das wir auch Seele, Gefühl oder Ganzheit aller Sinne und Empfindungen nennen können, die das Wesen Gottes aufnehmen und widerspiegeln, wenn auch in kümmerlicher Menschlichkeit und befleckt von Schuld. Reinheit ist die Gewissheit des Glaubens, ist die Einheit der Seele mit Gott. Diese geistliche Reinheit wird durch Christus geschenkt.

Im biblischen Sinne sind auch die Menschen glücklich zu nennen, die im Kampf der Auseinandersetzung zunächst den Kürzeren ziehen, die man vielleicht sogar verfolgt. Solange es Kämpfe zwischen den verschiedensten Fronten gibt, zwischen Rassen und Klassen, Religionen und Nationen, zwischen den Brüdern und anderen Brüdern, solange sind alle, die Unfrieden stiften, meist beliebter als jene, die Brücken

bauen möchten. Sie werden geschmäht und diffamiert. Und doch sind sie es, die zuletzt Recht behalten. Mag ihnen auch nicht die Erde gehören – das Himmelreich ist ihnen sicher, weiß Jesus zu sagen.

Erniedrigung und Feindschaft erfährt nicht nur der Christ. Im Laufe der Geschichte mussten auch Politiker, Wissenschaftler und Künstler und andere mit Kränkungen leben. Wenn das in dieser Welt schon so ist, wie viel mehr gilt es dann in der Nachfolge Jesu. Zeiten der Demütigung und des Verkanntwerdens gehören zum Alltag. Nachfolge ist kein Thronen auf seligen Höhen, sondern ein »Durch-den-Staub-Gehen«. Glückliche sind, die es schwachen Herzens, aber unbeirrbar tun.

Kapitel 3

Wider den öffentlichen Gegensatz

Uns werden Tatsachen berichtet, Filmmaterial gezeigt, Zusammenhänge erklärt – und kurz darauf schon von anderen anders interpretiert und neu dargestellt. Was ist denn Wahrheit in dieser Welt? Was ist öffentliche Wirklichkeit? Wer schaut noch hinter die gesellschaftlichen Kulissen? Welche Nachrichten darf man glauben? Ob im Krieg oder im Frieden: Verwirrung und Verschleierung greifen um sich. Wer findet sich im öffentlichen Nebel noch zurecht?

Einerseits haben wir es mit dem Anliegen der Demokratie zu tun und andererseits sehen wir uns radikalen Vorgängen gegenüber. Daneben gibt es eine verhängnisvolle Gleichmacherei. Wer mehr hat oder kann, wer schneller oder klüger ist, muss dem anderen gegenüber schon ein schlechtes Gewissen haben. Er hat sich klein zu machen, zu verstecken und unauffällig zu verhalten. Sonst steigt ihm die Menge auf den Kopf und bearbeitet ihn pädagogisch und psychologisch, bis er sich wieder einordnet in das Kollektiv der Farblosen und Unauffälligen.

Nachfolge Jesu trägt einen besonderen Akzent und verkörpert eine geistliche Besonderheit, die sich aber vom bürgerlichen Leben unterscheidet: Es geht nicht um eine Elite im herkömmlichen Sinne, um ein Besserein, um Vorrechte oder Auszeichnungen. Jünger Jesu ragen in diesem Sinne nicht hervor, sondern bescheiden sich auf stille Wirkungen, ohne sich nach

außen abzuheben. Jesus gebraucht mehrfach das Bild des Salzes und des Lichtes. Beide sind Symbole für das Stille, aber Durchdringende. Salz und Licht werden dadurch gekennzeichnet, dass sie eine dienende Funktion haben. Das Salz soll würzen, das Licht soll erleuchten. Beides nicht zum Selbstzweck. Das menschliche Leben ist davon abhängig. Deshalb werden Christen in der Öffentlichkeit gebraucht. Sie sollen erkennbar sein, nicht im großen Einerlei untergehen, sondern spürbar ihre Funktion erfüllen. Nicht, um sich zu profilieren oder etwas Besonderes zu sein. Christen sind vielmehr gerufen, die Wahrheit Gottes zu verdeutlichen. Christus sagt: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.« Nur von dieser Basis aus wird die Welt Orientierung erhalten. Sonst laufen wir im Irrgarten der Ideologien hin und her und finden nichts, was uns Halt gibt und ein Ziel zeigt. Die Zerfahrenheit und das Verworrene des Zeitgeistes erdrücken sonst.

Die Bundesrepublik Deutschland nimmt wissenschaftlich, technisch und wirtschaftlich eine Spitzenposition unter den Völkern ein. Wir sind ein hochkultiviertes, von christlichen Traditionen geprägtes Land. Umso erstaunlicher ist es, dass wir einen Spitzenplatz bei Vergewaltigungen, Ehescheidungen und Abtreibungen einnehmen. Schwindet mit der Loslösung vom christlichen Glauben auch die geistige Unabhängigkeit und Ehrfurcht vor dem Leben? Unser modernes Denken gerät auf vielen Gebieten in einen unheilvollen Widerspruch zu rechtsstaatlichen und ethischen Prinzipien. Liegt das junge und das alte Leben mehr und mehr in des Menschen Hand? Es gibt aber kein unwertes Leben und auch keines, das so als eigener oder fremder Besitz gewertet werden dürfte, dass Menschen darüber verfügen können. Die Selbstverwirklichung des Menschen findet da ihre

Begrenzung, wo anderes Leben gefährdet wird oder wo das Wohlergehen der Gesellschaft höher angesiedelt ist als etwa das des behinderten, überalterten, kranken und sterbenden Lebens.

Fundamental geht es eigentlich um eine humane, moderne Rechtsordnung, die nicht das Unerwünschte, Andersartige oder Ablebende diskriminiert, ausschließt und letztlich vernichtet. Der Verzicht auf Vorurteile, Erniedrigung und Hass ist gefragt. Das schließt die Bereitschaft ein, trotz vermeintlichen Besserseins den eventuell Schlechteren gleichzustellen, ihm dieselben Rechte einzuräumen und ihn sogar zu lieben, selbst wenn man sein Verhalten ablehnen muss. Das ist mehr als Menschen vermögen, aber es ist die Vollkommenheit des Vaters im Himmel: Er lässt die Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, über Wahrheit und Unwahrheit, über Wirklichkeit und Täuschung. Er kennt kein Ansehen der Person und keine Bevorzugung der Braven und Guten. Aber der Schwache liegt ihm am Herzen.

Jesus wendet sich oft dem Einzelnen zu. Aber Er sieht auch das »Volk« und die gesellschaftlichen Zusammenhänge. Er gebraucht daher symbolisch das Bild des Salzes, um die Funktion der Jünger in dieser Welt zu beschreiben. Nachfolge geschieht nicht auf einer einsamen Idylle, sondern im alltäglichen Umfeld. Salz hat eine gegensätzliche Funktion: Versalzt man eine Speise, mag sie niemand essen. Fehlt aber dieses Gewürz, dann bleibt der Geschmack fade und niemand bekommt Appetit. Es bedarf also der richtigen Dosierung. Der Missionsauftrag und das Zeugnis der Jünger Jesu haben eine elementare Bedeutung, müssen sich aber vor Überspitzung, Totalisierung und Absolutheit schützen, ebenso wie vor Zaghaftheit, Zurückgezogenheit und Schweigen. Auch in der Verkündigung

kommt es also auf die Dosierung an. Wo es fehlt, »da wird die Welt fad, geschmacklos und faul. Denn das Salz ist nicht nur ein Gewürz, sondern auch ein Mittel gegen Fäulnis« (W. J. Oehler). Jesus hat sich etwas dabei gedacht, als Er den Jüngern sagte: »Ihr seid das Salz der Erde.« Christen sind das Salz der Welt und nicht deren Sahne. Zwar ist Sahne auch nicht schlecht. Man kann sie garnieren und präsentieren. Sie ist schön anzusehen und macht Appetit. Aber sie würzt die Speise nicht und verändert die Welt in keiner Weise. Sie verdeckt eher die Schwächen einer Gesellschaft und verschönt das Unangenehme. Eine schleckrige Zunge mag sie zwar, aber Kraft bringt sie nicht. Sie schmeckt zwar süß, ist aber letztlich überflüssig und richtet nichts aus. Nicht Sahne wollte Jesus, sondern Salz.

Heute erlebt man vielerorts eine Verkündigung, die in weicher Form und süßlicher Art die Botschaft Gottes verzuckert. Sie ist dann wie Watte und Honigseim. Das Evangelium »versahnt« durch eine allzu billige Vorstellung vom »lieben Gott«. Die Härte des Schuldigseins des Menschen vor Gott wird aufgeweicht. Um es mit Helmut Thielicke auszudrücken: »Sie haben die Hölle wegretuschiert und sehen nur den Himmel offen. Sie stecken vor Teufel und Anfechtung den Kopf in den Sand und haben das ewige und verkrampte Lächeln einer gespielten Weltüberwindung auf ihren Zügen. Die Härte der Nachfolge wird zu einem harmlosen Blütengarten und der Glaube ist ein süßer Honig. Daher kommt es denn auch, dass die Welt sich an diesen Christen überisst und sich angeekelt abwendet, weil sie spürt, dass das Leben härter ist und dass es notwendig wird, wenn man seine Bitternisse unverzuckert erträgt.«

Jünger Jesu gehören nicht zu den Süßwarenverkäu-

fern dieser Erde, sondern zu den Mahnern und Wächtern. Das Salz beißt. Die Botschaft Gottes war auch immer unbequem. Deshalb begehrte man dagegen auf und hat sie niedergerissen. Da mussten Christen in die Verbannung, in die Arena, in den Kerker und in den Tod. Da wurden sie im Laufe der Jahrhunderte geschunden, ertränkt, gefoltert, verstümmelt und verbrannt. Die Welt ruft nicht nach der Botschaft Gottes, ein Sahnegötze wäre leichter zu ertragen. Die süßen Götter sind eher gefragt, denn sie decken wunde Stellen zu und garnieren sie verlockend mit schmackhaftem Überguss.

Das Salz gehört in die Suppe, sagt man. Vielleicht ist es die Hauptschuld der Christenheit, dass sie evangelistisch versagte und nicht genügend in die »Suppe« hineinwirkte. Man blieb im Küchenschrank und in der Salztüte. Ein paar Körnchen des Salzes könnten die Mahlzeit und die Nahrung schon verändern. Aber dazu müsste man aus der Salztüte heraus, in der man sich doch so wohl fühlt. Da sind die Frommen unter sich, da versteht auch einer den anderen. Da gibt es Brüderlichkeit und Wärme. Da möchte man immer bleiben, obwohl auch dort manchmal ein »falscher Fuffziger« darunter sein kann.

Um Verantwortung in der Nachfolge auszuüben, müssen wir aus der Ecke heraus, hinter dem warmen Ofen hervor, die geistliche Atmosphäre durchbrechen und ins Vorfeld dieser Welt hinein. Es friert uns dort gelegentlich, es ist nicht die Welt, die wir wünschen, sondern in der wir Angst haben. Dennoch müssen Jünger in diesen »Teig« hinein. Gott streut sie in die Suppe, auch wenn sie dort zergehen. Jünger kommen nicht ungeschoren davon. Man zerrt und zieht an ihnen, man bspöttelt sie und schüttelt den Kopf. Wir sind Narren, Narren Jesu Christi, sagt der

Apostel Paulus. Aber Jesus hat seinen Jüngern zugesagt, dass Er alle Tage bei ihnen sein werde. Wenn sie den Auftrag Gottes erfüllen, dem Befehl und der Verheißung Jesu Christi nachgehen, werden sie an ihrer Seele keinen Schaden nehmen, sondern Erstaunliches erleben und leisten können. In der Überwindung werden sie stark sein. Wer jedoch in der »Tüte« bleibt, im Salzfass, der wird »dumm«.

Es gibt auch die Rede, dass man erst innerlich wachsen und sich geistlich zurüsten müsse, bevor man ins Wasser springt. Aber das kann »ewig« dauern. Gleichzeitig bleibt man nämlich sozusagen wie im Streuer auf dem Tisch, denn da ist die Elite immer noch beisammen. Da würzt man sich gegenseitig und merkt gar nicht, dass man verbraucht und aufgebraucht wird und schließlich nicht mehr einsatzfähig ist.

Wer sich auf den Weg macht, wird wach; wer herausgeht, wird stark. Das innere Leben wächst am Umfeld, der Gehorsam wächst am Schwierigkeitsgrad der Aufgabe. Ich habe im Leben immer gerne das Unmögliche angepackt, und Gott hat das gesegnet. Nicht der große Suppentopf und die Masse des Teiges haben die Verheißung, sondern das kümmerliche Körnchen, auch wenn die andere Seite immer die klügeren Argumente und raffinierteren Erwägungen hat. Wir bleiben die Toren, aber wir bleiben nicht in der verborgenen Ecke, sondern öffnen die Schranktür und spüren den Hauch der Verantwortung.

Sicher, dieses Salzkorn wird verzehrt und vergeht. Es erfüllt seine Aufgabe und kann sich keiner Leistung rühmen. Aber Gott will das so. Auf welche Art und Weise und wie stark das Salz würzt, das ist Gottes Sache, nicht die unsere. Im Jenseits wird offenbar

werden, ob der Einsatz Erfolg brachte. Das geht uns jetzt nichts an. Im Auftrag Gottes zerronnen zu sein ist besser, als in der Ecke zu verkommen und chemisch zu vermodern. Der überfromme Geruch macht oftmals die Nachfolge und das Christsein abstoßend. Das Salz und der Christ leben davon, dass sie sich opfern und verschenken; sie sterben, wenn sie sich konservieren.

Darum lasst uns betend und liebend für andere da sein, lasst uns helfend und opfernd das Herz dranhängen, damit Gott in der Gegensätzlichkeit dieser Welt zu seinem Recht kommt. Es ist nicht unser Wort, das wir verkündigen, es ist das Wort aus Seinem Mund. Das muss gesagt werden. Eine Welt muss es hören, um vom Lärm zur Stille zu finden und schließlich Vergebung und Versöhnung zu erhalten.

Wider die fromme Show und ängstliche Sorgen

Ein Unglück ist geschehen, ein Krieg angezettelt worden, ein Entwicklungsland in Not, ein Erdbeben oder eine Überschwemmung vernichtete alles: Eine Spendenaktion läuft, eine besondere Fernsehshow wird veranstaltet, und schon läuft das Spendenband. Man gibt Geld nicht nur aus Mitleid, sondern auch aus Prestigegründen und möchte auf Spendenlisten erwähnt werden. Manch einer möchte sein schlechtes Gewissen durch Geldzuwendungen beruhigen. Mit Geld ist viel Imponiergehabe im Spiel und nicht nur selbstlose Wohltätigkeit.

Jesus geht davon aus – Matthäus 6 –, dass manch eine scheinbar gute Tat mit kalkulierender Absicht getan wird, weil man den Erfolg und die Anerkennung für sich selbst möchte. Aber eine wirklich gute Tat fragt nicht nach der Resonanz. Bei ihr weiß sprichwörtlich die linke Hand nicht, was die rechte tut – diskreter geht es nicht.

Das gleiche gilt für das Gebet, wenn es als Show eingerichtet wird. Aber das Gebet – das Gespräch mit Gott – sollte nirgends demonstrativ eingesetzt und schon gar nicht politisch missbraucht werden. Jesus ist für Diskretion: Wer betet, soll es im Verborgenen, im »stillen Kämmerlein« tun und nicht an den Ecken und in den Gassen. Nicht die lauten und vielen Wor-

te machen es, sondern die Verbundenheit mit Gott, der ohnehin weiß, was wir brauchen.

Das Plädoyer für ein realistisches Christsein trifft den modernen Menschen in seiner stolz gepflegten Vielgeschäftigkeit, in seiner Hektik der tausend vermeintlichen Pflichten, in der Verlegenheit seines unruhig arbeitenden Geistes. Die Worte Jesu wirken wie ein dringendes Vermächtnis, wie eine Aufforderung zum Innehalten und zum Bewusstmachen eines schlichten Gehorsams. Welche geistlichen Ergebnisse dürften erwartet werden, wenn das »stille Kämmerlein« nicht allzu oft auf seinen Beter vergeblich warten müsste! Welch eine wohltuende Liebe würde in der Stille vor Gott reifen können, so dass alle ichhaft-religiösen Zerrbilder des Glaubens entlarvt und überwunden würden. Das Überprüfen unserer christlichen Positionen wäre angezeigt. Jesus scheut sich nicht, eine hohl gewordene und aufgeblasene Demonstrations-Frömmigkeit ins rechte Licht zu rücken. Aber er stellt sich nicht in das Heer maßloser Kritiker – davon hat die Gemeinde Jesu wahrlich genug –, sondern ermutigt zur Korrektur, indem er auf den Wurzelgrund eines gesunden Glaubens hinweist: »Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark werden.«

Daraus folgernd setzt Jesus auf eine unbedingte und persönliche Beziehung zu Gott, die Er auch vorlebt. Niemand kann zwei Herren dienen. Gegenüber dem Reichtum und der Scheinfrömmigkeit hatte er sich schon warnend ausgesprochen. In der Bergpredigt (Matthäus 6) wendet er sich deutlich gegen die Lebensangst im weitesten Sinne. Der Mensch möchte am liebsten anders: alles Mögliche durch Kranken-, Unfall-, Haftpflicht- und Brandversicherungen aus jedem Risiko herausnehmen. Jesus dagegen sagt: »Sorget nicht.« Die nackte Existenzangst hat bei Christus

keinen Platz. Er vertritt eine Lebenshaltung, die von Vertrauen und Zuversicht durchdrungen ist und auf Sorge, Angst und Misstrauen vollkommen verzichtet.

Empfiehl Jesus da etwa den Lebensstil der Penner und Gammler? Bisweilen ist Er selbst in diesen Ruf geraten. Man sagt, Er sei mit seinen Jüngern allzu sorglos in lockeren Gewändern und geflochtenen Sandalen (die noch heute »Jesuslatschen« heißen) über Land gezogen und habe sich hier und da einladen lassen, habe sich von den Früchten des Feldes ernährt und im übrigen auf anderer Leute Kosten gelebt. Dabei vermittelte Er allerdings Einsichten und Formulierungen, die noch heute die Gemüter bewegen. Sie rufen heraus aus den eingeeengten, betonten, sozialversicherten und dennoch zukunftsgeängsteten Verhältnissen, hinein in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.

Bis heute ist dieses Hohelied der Freiheit dessen, der an Gott glaubt und nur von Ihm sein Leben, seine Zukunft, seine Sicherheit und seine Sorglosigkeit erwartet, ganz und gar unübertroffen. Dieses tiefe, umfassende Vertrauen darf nicht als bloße Leichtfertigkeit verkannt werden. Es ist kein einstudierter Zweckoptimismus, der kraft des positiven Denkens zu neuen Ergebnissen führt. Vielmehr ist sogar sprachgeschichtlich nachweisbar, dass »Vertrauen« und »Glaube« in enger Beziehung zueinander stehen. Glaube aber ist im biblischen Sinn das felsenfeste Vertrauen in eine Person – in die Person Jesus Christus. Sein Name bürgt für die Gegenwartsbewältigung wie für die Zukunftssicherung derer, die sich ihm heute bedingungslos anvertrauen.

Insofern ist zermürbende Sorge geradezu das Gegenteil von Glauben. Gott möchte dem Glaubenden

Augenblick für Augenblick nahe sein. Gott, der die Vergangenheit klärt und bewältigt, will auch in der Zukunft erfahren werden. Vor diesem Hintergrund wird man die Mahnung des Apostel Petrus nur allzu gut verstehen, wenn er rät: »Alle eure Sorgen werft auf ihn, denn er sorgt für euch!«

Natürlich wird hier nicht der Leichtsinn propagiert. Wer für eine Familie oder ein Volk verantwortlich ist, kann nicht blindlings in den Tag hineinleben. Jesus hätte sicher der vernünftigen Vorsorge kein Wort entgegengesetzt. Es geht hier vielmehr um den Lebensstil des Einzelnen und nicht um ein politisches Programm. Aber wenn wir uns davon anstecken, befreien, ergreifen lassen, so durchdringt dieser Zug der Erneuerung unser gesamtes Lebenssystem. Unsere Welt aus Stahl, Glas und Beton würde durchlässiger für jeden Funken der Unmittelbarkeit, die dem Ewigen offen ist und in der Gott zu uns spricht.

Wider die Sturheit und Untätigkeit

Kaum eine andere Macht der Welt erreicht die zündende Kraft des gesprochenen Wortes: Die Unmittelbarkeit, die geisterfüllte und zu Herzen gehende Direktheit! Auch das geschriebene Wort vermittelt Einsichten und entwickelt Kraft, aber bei weitem nicht so wie das gesprochene. So ist von Sokrates kein geschriebenes Wort erhalten, aber seine Verteidigungsrede kurz vor seinem Tod bewegte die Herzen und bewegt manchen noch heute.

Auch von Christus ist uns eine überaus prägende, geschichtsmächtige und dennoch sanfte Rede übermittelt, aus der wir noch belebende Aktivität ableiten können. Es ist die Bergpredigt Jesu. Besonders Kapitel 7 ist voller Bilder und Appelle, voller Realität und Ermutigung, aber sie hat auch einen scharfen und schicksalhaft schweren Grundakkord, eine Rede, die ein entschiedenes Leben verlangt. Diese Rede vor dem Volk ist so aktuell wie eh und je, nüchtern und kühn, aufrüttelnd und inspirierend zugleich.

Die ethischen Überlegungen, die sich um das Verhältnis zum Nächsten und zum Bruder, um das Verhältnis zwischen persönlicher Rechtfertigung und seelsorgerlicher Nachsicht drehen, setzen uns einer unerbittlichen Selbstkonfrontation aus. Die Aussagen bedeuten einen Bewährungstest, und die Thesen gipfeln in Bildern von unvergesslicher und sprichwortprägender Kraft. Hier wird die Neigung des Men-

schen erkannt, seine eigenen Fehler zu verkleinern und die des anderen zu vergrößern. Dazu dient das Bild des Balkens im eigenen und des Splitters im Auge des anderen. Alle Maßstäbe, die wir anderen anlegen, sollten zunächst auf uns selbst angewendet werden. Dann würden wir nachsichtiger und toleranter werden. Man ist sich selbst gegenüber gewöhnlich milde und übersieht gerne die negativen Seiten. Den anderen bewerten wir schärfer und unerbittlicher. Eine Art Sturheit egozentrischer Art stellt sich ein und wird von Jesus heuchlerisch genannt. Letztlich fordert das Evangelium zur Umkehrung des Maßstabes und des Bewertungssystems auf: Der Kritik muss Selbstkritik vorausgehen. Erst sollten wir zu einem Urteil gegen uns selbst bereit sein, damit es gegen andere milde und nachsichtig ausfällt.

Aber woher nehmen wir die Energie und Sehschärfe, unsere geistige Sturheit und unsere Unarten objektiv und kritisch aufs Korn zu nehmen? Wir können nur Gott darum bitten und uns die richtige Selbsteinschätzung schenken lassen. Alles, was zwischen uns und anderen geschieht, kann sich letztlich nicht an der Beurteilung Gottes vorbeimogeln. Von Ihm erhalten wir Leitlinien für die Praxis des Alltags. In seinem Wort erkennen wir Maßstäbe für unser Denken und Tun, hören aber auch von Seiner Güte und Nachsicht, Seiner Geduld und Vergebung, die wir im Umgang miteinander brauchen.

Ein blockiertes Denken und seelische Sturheit haben die Neigung, einseitig, undifferenziert und hartnäckig den eigenen Standpunkt durchzufechten. Vorgegebene Tatsachen mögen dann sehr einseitig bewertet, Wahrheit unterschiedlich ausgelegt werden. Oft sind es die kleinen Rechthabereien, die die Hingabe an eine große Sache zerstören. Eine

zementierte Meinung und ein betonierter Starrsinn sind keine Zeichen christlicher Prägung. Auch für die Gemeindegarbeit gilt, dass Denken und Stille, Herzengüte und ein fröhliches Wort wünschenswert wären. Wichtige Dinge im Leben werden dadurch besser begleitet und sachlicher entschieden, als durch Schärfe und Unnachgiebigkeit (es sei denn, dass diese manchmal biblisch gefordert und geboten sind). Es geht immer um eine lebendige Beziehung zu Gott und den Menschen, fern von Anmaßung und Fanatismus. Das geistliche Leben ist ein Zusammenwirken von göttlicher Liebe und menschlicher Hingabe. »Mach dein Herz heimisch in Christus, mache Christus heimisch in deinem Herzen«, so nennt es Hermann Bezzel.

Die Augen der Welt sind heute auf Macht und Mächte gerichtet. Dennoch wird das Schicksal der Erde allein vom Willen Gottes abhängen und ein wenig vom Gehorsam der Menschen, von ihrer Hingabe und ihrem Glauben. »Jesus Christus will nicht Bewunderer, sondern Nachfolger«, sagt Sören Kierkegaard. Wenn es richtig ist, dass der Mensch unserer Zeit sich hauptsächlich durch Kälte und Eitelkeit auszeichnet, dann besteht ein Nachholbedarf an Selbstlosigkeit und ein Investitionsangebot an Hingabe. Damit ist nicht eine heroische Kraftanstrengung gemeint, sondern ein geistlicher Prozess, eine innere Linienführung, die man dem Leben Jesu auf Schritt und Tritt abspürt. Wer auf diesem Wege Nachfolge konkret wagt, wird zu einem erfüllten Lebenssinn finden können. Der Begriff »Hingabe« ist im Gemeindealltag ins »Abseits« geraten, zumindest in eine unbeachtete Ecke. Dennoch aber gehört er zur Substanz des Christseins. Der Apostel Paulus verdeutlicht: »Ich aber will gern hingeben und hingegeben werden für eure Seelen« (2. Kor. 12,15).

»Hingabe« hat sicher eine Verbindung und eine Brückenfunktion zur »Aufgabe«. Und das in zweierlei Hinsicht. Niemand wird zur Hingabe an Gott und Menschen fähig sein, der nicht Belastendes, Einengendes und Zwiespältiges aufgegeben hat, sich nicht befreien konnte von unglücklichen Ich-Bindungen und schädlichen Sachzwängen. Es wird unerlässlich sein, von innerem Groll und von Verbitterung, von Bosheit und Unwilligkeit befreit zu werden sowie übertriebenen Eigenwillen und überspitzten Ehrgeiz aufzugeben. Wenn man die »Aufgabe« seiner Schattenseiten riskiert, wird man frei zu einer Art von »Aufgabe«: nämlich zur Übernahme von Verantwortung und Vertrauen, von Pflicht und Verpflichtung. Aus »Verlass« erwächst »Verlässlichkeit«, aus Zutrauen wird Vertrauen. Menschliche Verantwortung ist von Vertrauen nicht zu trennen, eine Lebensaufgabe nicht anders lösbar. Jede ernst angelegte und erfüllte Aufgabe wird begleitet sein von Aufmerksamkeit und Fleiß, von Zuversicht und Entsagung, von Behutsamkeit und Liebe.

Dem Menschen ist Selbstlosigkeit nicht angeboren. Erst über »Hingebung« kommt es zur »Hingabe«. Begeisterungsfähigkeit wird zur Aufopferungsfähigkeit heranreifen. Hingabe und Nachfolge hängen daher zusammen, oft unter Verzicht auf Zeit, Ansehen, Geld und Ruhm; nicht selten ohne Rücksicht auf Wohlergehen, Gesundheit und Leben. Hingabe im Sinne des Evangeliums setzt manchmal bewusst alles aufs Spiel. Man weiß sich geführt und dient einem Auftrag. Das hat eine hohe Würde.

Gott selbst weiß um die Art und das Maß der Hingabe. Grenzen und Gaben werden von Ihm bestimmt. Wir sind Haushalter, wir sind die Empfangenden, wir haben zu verwalten, was uns gegeben wurde. Es ist

nicht unser Werk und letztlich auch nicht unsere Verantwortung – die trägt Gott.

Man sollte den Begriff »Hingabe« daher nicht als heroische Leistung herausstellen. Sie ist eine ganz normale Eigenschaft auf dem Weg der Nachfolge Christi. Wer zu Hingabe ermahnen möchte, sollte eher schweigen und demütig das Haupt senken. Denn es ist hier nicht eine besondere Qualität angesprochen, die besonderer Beachtung bedürfte, sondern es geht schlichtweg um das normale Wesen des Christen. Für den Nichtchristen mag es eine weltfremde Haltung sein. Schon Paulus bezeichnete sich als »Narr um Christi willen«. Eine emanzipierte Gesellschaft verlangt den fordernden und herrschenden Menschen, den selbstbewussten Funktionär. Aber das Reich Gottes lebt von Demut, von Dienst und Opfer. Das sind keine demütigen Tugenden, sondern königliche Eigenschaften als Gütesiegel Gottes und als Zeichen lebendiger Gemeinde.

Kapitel 6

Wider

die »lockere« Ehe

Die Ehe ist keine bloße Wohn- und Interessengemeinschaft. Auch ist der Partner nicht als Besitz zu betrachten. Dann würde die Ehe verkümmern. Sie ist die intensivste Verbindung, die es zwischen zwei Menschen überhaupt geben kann. Eine Gemeinsamkeit, die die Ganzheit beider Personen betrifft. Die eheliche Verbindung ist eine totale, alles umfassende Gemeinschaft, die die einzelnen Lebensbereiche hineinnimmt in eine gemeinsame Verantwortung. Das geschieht sicher nicht automatisch, denn die Ehe ist wie eine Brücke, die man täglich neu bauen muss – am besten von beiden Seiten. Es gilt, von der kindlichen Erwartung Abschied zu nehmen, die Ehe gelänge von selbst. Vielmehr ist sie mit gründlicher Vorbereitung, mit Arbeit und Anstrengung verbunden. Ehe ist wie ein Beruf, allerdings mit noch höheren Anforderungen, längerer Dauer und Verzicht auf einen Platzwechsel, gleichzeitig nicht frei von Überraschungen und Konflikten. Auch eine totale »Einschmelzung« findet nicht statt, da es auch weiterhin um zwei Persönlichkeiten geht mit jeweils einem individuellen Dasein. Darum ist die Ehe auch wie ein Stiefelpaar: Beide sind nicht gleich, aber unvertauschbar eins. Wenn einer dem anderen gleich sein möchte, das heißt austauschbar, dann passen sie nicht mehr. Gefährdungen bleiben nicht aus. Daher bedarf die Ehe des öfteren der Stabilisierungsimpulse und auch der Erneuerungsmöglichkeiten. Dann bleibt die Ehe die dauerhafteste menschliche Gemeinschaft, die alle

anderen Partnernversuche übertrifft und Dauer und Überlebenskraft entwickelt.

Die Ehescheidung wurde in der Alten Welt und zur Zeit Jesu leicht gemacht. Es blieb dem Mann überlassen, die Frau aus nichtigen Gründen aus dem Zelt oder aus dem Haus zu schicken. Diese Frauen- und Eheverachtung lehnt Jesus ab und gibt der Partnerschaft neuen Wert und neue Würde. Die Ehe ist für Ihn kein Gesellschaftsspiel, die Scheidung keine Willkür nach Lust und Laune. Mit großer Feinfühligkeit weist Er auf das Begehren des Herzens hin, das jedem offenen Ehebruch vorausgeht. Es gibt Ideologien, die besonders betonen, dass die Sexualität beim Menschen nicht nur eine natürliche Angelegenheit sei, sondern sich auch mit der menschlichen Kultur verwirkliche, dass sie formbar und von gesellschaftlichen Normen zu gestalten sei. Das bedeutet im Umkehrschluss aber auch, dass sie gestaltungsbedürftig und ethischen Normen unterworfen ist. Im christlichen Verständnis gewinnt sie ihren höchsten Sinn in der intimen Vereinigung zweier Menschen unterschiedlichen Geschlechts, die sich lieben und ihre dauerhafte Bindung besiegeln wollen. Darum legt Jesus auf die Verbindlichkeit der Ehegemeinschaft großen Wert. Andere Formen eheähnlichen Zusammenlebens sind mehr oder weniger Vorstufen, Übergänge, Einschränkungen oder Fehlhaltungen. Die Bestrebungen werden intensiver, etwaige Nachteile eheähnlicher Lebensgemeinschaften gegenüber der legalisierten Ehe abzubauen. Der Schutz von Ehe und Familie wird durch das Grundgesetz garantiert. Eheähnliche Gemeinschaften können nicht den gleichen Rang erhalten. Rechtliche Regelungen für nichteheliche Gemeinschaften dürfen daher die Ehe weder überflüssig machen noch beeinträchtigen. Aber man muss sich wohl darauf einstellen, dass der

öffentliche Schutz der Ehe immer stärker abgebaut wird. Der gesellschaftspolitische Einfluss geht in diese Richtung. Ehe ist demnach nicht mehr selbstverständlich, sondern muss neu begründet werden. Für Jesus ist die Ehe unantastbar, und eine Scheidung kommt bei Ihm nur im Ausnahmefall in Frage.

Wer künftig Ehen und Familien in unseren Gemeinden und in der Gesellschaft wünscht, muss einiges mehr dafür tun, dass die Begründung stimmt und die Ehe Attraktivität und Bestand verspricht. Junge (und auch alte) Leute sollten neu Mut bekommen, sie zu führen. Gott selbst hat in Seiner Schöpfung Mann und Frau vereint und ihnen einen Aufgaben- und Wirkungsbereich vorgegeben. Es gibt zudem keine Gesellschaft ohne entsprechende Normen. Darauf haben selbst liberale Soziologen und Völkerkundler immer wieder hingewiesen. Normen – und dazu zählt die Ehe – haben eine erleichternde, klärende und damit entlastende Funktion im Zusammenleben.

Ein konturloses Zusammenleben erleichtert nichts, klärt nichts – es trägt nur zu wachsender Kälte in unserer Gesellschaft bei. Ehe braucht Sicherheit, Geborgenheit und eine verlässliche, über den Augenblick hinaus reichende Form. Zum Wesen der Ehe gehören daher Zuverlässigkeit, Treue und Verbindlichkeit. Das alles fordert geradezu eine institutionelle und rechtliche Absicherung. Erst der Öffentlichkeitscharakter im Rahmen staatlicher Normen macht die Verbindlichkeit der Ehe sichtbar. Das sollte in unserer Gesellschaft nicht nur bedacht werden, sondern auch unangetastet bleiben. Eigentlich ist es ein Widersinn: Überall wird soziale Absicherung gefordert. Aber die Ehe, in der diese Absicherung auf natürliche Weise funktioniert, soll ausgehöhlt werden. Das passt nicht zusammen.

Die Bibel sieht den Menschen ganzheitlich. Man kann nicht ein Teilgebiet ausgrenzen oder isolieren. Daher ist auch die menschliche Sexualität aufs engste an die Liebe der Partner gebunden. Sie reicht über den Zweck der Fortpflanzung hinaus und befriedigt nicht nur Lustbedürfnisse, sondern ist auch die umfassende leib-seelische Sprache der Liebe, die das Vokabular der gesprochenen Sprache übersteigt. Denn Sexualorgane sind außer Fortpflanzungs- und Sinnesorganen vor allem auch Sprachorgane, mit deren Hilfe Menschen einander auf eine so intensive, innige und intime Weise wie nirgends sonst sagen können, dass sie sich lieben. Sexualität ist die Grundenergie, die die Schöpfung den Liebenden zur Verfügung stellt, sie ist ein Geheimnis der Ehe, die vitale Spannung, die Ehepartner immer wieder zueinander führt und miteinander vereinigt.

Gott hat damit etwas Schönes und Bereicherndes geschaffen für zwei Menschen, die in einer festen Bindung leben und sich vertrauen. Dieses beglückende Empfinden wird zum Geschenk, das die Gemeinschaft fördert und erhält. Diese Gemeinschaft umschließt das Geistige und Seelische in einem besonderen Bund der Verantwortung, der Leidenschaft, der Faszination und Bezauberung, die alle geschöpflichen Ursprungs sind und die ihre höchste Vollendung erst in der ausschließlichen Liebe zweier Menschen, also in der Paarbeziehung der Ehe von Mann und Frau, finden.

Wer die Liebe aus dieser Schöpfungseinheit herausreißt, reduziert ihr Wesen, paralyisiert und pervertiert ihre eigentliche Bestimmung und geht damit das Risiko seelischer und körperlicher Bedrohung ein. Bindungsunfähigkeit und Gefühlsverlust sind die heute verbreiteten seelischen Leiden, die in der Negativbilanz erotischer

Promiskuität zu verzeichnen sind: Enttäuschung und Erkaltung. Daneben stehen neben Impotenz und Frigidität die Geschlechtskrankheiten, von den weit verbreiteten Pilz- und Herpes-Erkrankungen über Tripper und Lues bis hin zu der fruchtbarsten Geschlechtskrankheit der Geschichte: Aids. So kann gerade das schönste Gebiet körperlicher Gemeinsamkeit von brutalsten Plagen befallen werden. Kaum etwas ist so erbarmungslos bis hin zu notvollen Todesstunden. Solche Erkrankungen sind die sichtbaren Geißeln unserer Zeit, die an den Grenzen des Weges warten, der der menschlichen Paarbeziehung bereitet ist. Wer Grenzen überschreitet, muss wissen, welches Risiko er eingeht.

Daher ist Treue nach wie vor die menschlichste und beste Eigenschaft zum Schutz geborgener und erfüllter Liebe. Was Gott vorlegt, gewinnt eine neue Dimension, hat Sinn und Zweck, aber auch Konsequenz. Das Schönste zwischen Partnern wird sonst zum Schrecklichen und Unheilbaren. Die Weisung Gottes ist daher weder kleinliche Vorschrift für Zu-kurz-Gekommene noch Erdachtes aus Neid und Missgunst, sondern ein Ratschlag für gesundes und glückliches Leben. Die biblische Logik und die Grenzen zum Schutz des Menschen behalten ihre Gültigkeit. Liebe und Ehe dürfen durch Maßlosigkeit und Verzettelung nicht ins Uferlose treiben. Rückbesinnung ist notwendig, Zeit für Zuwendung und Zärtlichkeit ist angesagt. Mit der Konzentration auf die Verbindlichkeit aller Kräfte sollten daher abgekühlte und teilnahmslos gewordene Beziehungen in der Ehe wieder an Wärme und Halt gewinnen und der Partnerschaft Bestand verleihen. Die Selbstverwirklichung des Einzelnen hört da auf, wo sie den Lebensraum des Anderen schädigt oder das eigene Dasein gefährdet. Auch Ehe erhält dort ihre Stabilität, wo sie biblisch fundiert und im Geist des Evangeliums gelebt wird.

Wider den Zwiespalt und die Ich-Liebe

Den einzigartigen Lebenszusammenhang zwischen Gott und Mensch, zwischen Himmel und Erde, macht Jesus am Schluss der Bergpredigt in Kapitel 7 bildhaft deutlich. Es ist eine enge Tür und es ist ein schmaler Weg, der zum Leben führt. Und viele werden ihn verfehlen. Es werden andere Wege propagiert werden, die leichter und bequemer sind. Lammfromm werden die Anbieter kommen, als gefällig getarnte Demagogen und smarte Manager. In Wirklichkeit aber sind sie – wie Jesus sie nennt – »reißende Wölfe«.

Unsere Zeit macht ihre besonderen Erfahrungen mit dem Typ des Funktionärs, der die Melodie der Masse spielt, dessen Flöte wohlklingt, sei es nach rechts oder nach links, in die Zukunft oder die Vergangenheit. Wir haben die Geschichte der Verblendung und deren Opfer hinter uns, die damaligen »Wölfe« wurden ihrer Tarnung entledigt, aber es kommen immer neue auf uns zu. Mit der Konsumgesellschaft installieren sich neue Götzen und Gurus, eine Generation der Drängenden und Machtmanager. Sentimentalität, Sensualität und freie Sexualität bis hin zu Brutalität sind die verführerischen Lebenshaltungen, die wieder Anklang und Anhang finden. Groß wird inzwischen die Zahl der »faulenden Bäume« und darum auch der »argen Früchte« (Matth. 7, 16-20). Es wäre nicht verwegen, auf manchen Gebieten von einem kollektiven »moralischen Baumsterben« zu sprechen,

Existenzen zusammennimmt. Es ist nicht pessimistisch verzeichnet, wenn man damit rechnet, dass in unserer Welt der Pegelstand des Abnormen und Gefährlichen in der einen oder anderen Form zunimmt und dass wir von jener Reinigung und Erneuerung, die das Evangelium fordert, weit entfernt sind.

Gewiss gibt es vermehrt »religiöse Inseln«, gibt es eine Vielfalt von Religionsgemeinschaften, Kulturen und Sekten, die den Menschen anziehen, aber zugleich auch in eine neue entwürdigende Abhängigkeit bringen: »Es werden nicht alle, die zu mir sagen 'Herr, Herr' in das Himmelreich kommen.« Auch hier gilt der Maßstab, dass wir sie an ihren Früchten erkennen sollen. Und wo diese Früchte nicht gut sind, sagt Jesus ein ungutes Ende voraus. Echtes Christsein muss einem Härtetest standhalten. Denn hinter dem wirklichen Anruf Gottes steht kein butterweicher, Augen zudrückender oder characterschwacher Gott, sondern die unerbittliche Konsequenz des Mächtigen, der auch sagen kann: »Ihr habt nie wirklich zu mir gehört. Was ihr getan habt, das habt ihr ohne mich getan. Geht fort von mir!« Das Evangelium setzt geschärfte und verfeinerte Maßstäbe im ethischen Denken und in der gläubigen Existenz. Sie ist kein Privatvergnügen der Frommen und keine Angelegenheit für religiöse Zirkel. Sie hat einen weltweiten Anspruch und enthält auch einen universalen Zuspruch. Christus hat eine Botschaft hinterlassen, wie es sie in dieser konzentrierten Form und mit dem Heilsangebot Gottes nie wieder gegeben hat. Dabei besteht die Gefahr und die Tendenz, die Aussagen des Evangeliums abzumildern und abzuschwächen, so dass danach nur noch ein verwaschenes, vielfältig abgetragenes, verwirrendes und oft gewendetes Gewand dabei herauskommt.

Wer aber aufmerksam und bewusst hört und liest, wird

den entschiedenen und auf Entscheidung drängenden Ton heraushören, der unser Leben an den Wurzeln erneuern, aber auch mit den Wurzeln herausreißen kann. Daher heraus aus dem Zwiespalt! Die Existenz des Menschen zwischen Gnade und Vernichtung, zwischen Heil und Unheil wird nirgends deutlicher. Es liegt am Menschen, die geistliche Welt so zu bauen, wie sie hier im Neuen Testament umrissen wird.

Dabei kennt die Bibel keinen der hochtrabenden Begriffe wie »Selbstverwirklichung« und »Selbstliebe«. Hier geht es um ideologisch geprägte Lebenshaltungen und völlig unbestimmte Leit- und Schlagworte, die in unserer Gesellschaft eine Veränderung des Bewusstseins und – auf längere Sicht – wohl auch der Verhältnisse bewirkt haben. Man möge aber bedenken, dass es hier nicht um geistliche und biblische Nachfolge geht, sondern um das eigene Interesse, um das gute Gefühl und den Einklang mit sich selbst. Maßstab ist das eigene Ich. Dieses Selbst gilt es anscheinend zu erfüllen und zu erfassen, zu erforschen und zu erfüllen. Dabei wird kaum noch etwas kultiviert oder kontrolliert, gezogen und gezügelt, sondern alles kann frei wuchern: die Launenhaftigkeit und Maßlosigkeit, die Habgier und Frechheit, der Ehrgeiz und die Eitelkeit, der technische Übermut und die Maßlosigkeit des Denkens. Hier entsteht eine Generation von Egoisten, die sich von nichts mehr gehalten und gebremst fühlen. Diese Ich-Liebe ist ein Rückfall auf sich selbst, ein ewiges Kreisen um die eigene Person, ein geradezu lustvolles Ausbreiten der eigenen Bedürfnisse. Man dreht sich sehr viel um die eigenen »Kümmerchen«. Nichts gegen ein normales Existenzbewusstsein! Dieses wird jedoch in dem Maße relativiert und korrigiert, in dem Selbstverleugnung eine Voraussetzung und Bedingung der Nach-

folge Jesu ist. Die Fixierung auf das eigene Ich kann den Menschen psychisch blockieren und unfähig machen, Gott und den Menschen zu dienen.

Nachfolge Jesu bedarf daher nicht der Selbstfixierung und Eigenliebe, sondern der Selbstverleugnung, von der Jesus an vielen Stellen spricht. Die Botschaft des Evangeliums ist ein Wegwenden von sich selbst. Es geht nirgends um unser Ich und an keiner Stelle um Selbstliebe. Viele Stellen der Heiligen Schrift bestätigen diesen Grundgedanken, dass Nachfolge nicht darin besteht, »Gefallen an uns selber zu haben« (Röm. 15,1). Denn »Christus ist darum für alle gestorben, dass sie hinfort nicht sich selbst leben« (2. Kor. 5,15).

Wer Selbstliebe und Selbstverwirklichung zum Mittelpunkt seiner Existenz macht, wer meint, sich erst ins Bild und dann ins Recht setzen zu müssen, um mit seinen Gefühlen respektiert zu werden, der erhebt seinen Egoismus zum Zentrum aller Dinge. Erstaunlicherweise stellt die Heilige Schrift an keiner Stelle den Menschen in den Vordergrund. Christus allein ist der Inhalt des Denkens und Lebens: »Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen« (Joh. 3,30). Professor Helmut Thielicke: »Im selbstvergessenen Handeln fällt dann genug Selbsterkenntnis ab.« Und der Apostel Paulus findet die Worte: »Ich bin mit Christus gekreuzigt. Ich lebe; aber nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir« (Gal. 2,19-20). Christen bedürfen nicht der ewigen Selbstbetrachtung, die im Grunde Selbstmitleid ist. Das absolute Ich ist kein Thema der Nachfolge Christi. Der Wiener Psychologe Viktor Frankl bemerkt treffend: »Der ganze Rummel um die Selbstverwirklichung ist ein Symptom des Scheiterns. Selbstverwirklichung sucht nur derjenige, der unfähig ist, den Sinn seines Lebens in etwas anderem zu finden als in seinem Egoismus!«

Wer sich nur in Nabelschau ergeht, um zu entdecken, was in ihm ist, um es alsbald zu verwirklichen, verliert sich im eigenen Nebel, entfremdet von Gott und der Welt, wird eigentlich handlungsunfähig. Er igelt sich ein, bewahrt sich, statt sich zu bewähren. Die Bibel stellt fest: »Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren, und wer es verliert um meinetwillen, wird es finden.«

Die Ich-Liebe ist kein Ideal. Es gilt die desillusionierte Erkenntnis, dass man mit sich selbst keineswegs in der besseren Gesellschaft ist. Die Selbstverwirklichung wird zu einem enthüllenden Spiegel der Leere. Wir brauchen die tiefere Sinnerfüllung und Lebensverwirklichung. Eine Erneuerung des Denkens führt zu der Wahrheit des Römerbriefes zurück: »Keiner von uns lebt sich selbst, und keiner stirbt sich selbst. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, leben wir oder sterben wir, so sind wir des Herrn« (Röm. 14,7-8). Hier ist der größere Herr, dem wir dienen. Auf diesen Felsengrund kommt es an. Wer auf sich selbst baut, vertraut dem Sand, der zwischen den Fingern zerrinnt. Ein Sandchristentum zerstiebt beim ersten Sturm. Es wird von Wind und Wetter gebeutelt, denn es fehlt die Wurzel, die es trägt.

Kapitel 8

Wider die Zukunftsangst

Eine beunruhigende gesellschaftliche Unsicherheit greift um sich, politische und völkische Veränderungen ängstigen Völker und Länder und weltweit macht sich Ratlosigkeit breit. Der Einzelne fühlt sich betroffen, kann im größeren Rahmen nichts bewirken und befindet sich mit seiner Familie auf wirtschaftlich schwankendem Boden. Niemand weiß, was die Zukunft beruflich und familiär bringt und ob finanzielle Engpässe eintreten könnten. Man möchte gerne für die Zukunft sorgen und »sammelt Schätze« (Matth. 6,19-20), legt also berechtigterweise etwas auf das Sparkonto, um sich etwas abzusichern. Man hofft auf persönliche Erfolge und technischen Fortschritt, um Kindern und Kindeskindern ein lebenswertes Leben zu ermöglichen. Man sammelt Erkenntnisse und schafft materielle Rücklagen, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

Aber Christen sind dennoch Realisten. Sie sehen die Vergänglichkeit und wissen, dass Motten und Rost alles zu fressen vermögen und Diebe den Rest mitnehmen. Christen lügen sich nicht in die Tasche, als könne man hier auf Erden ausreichend Sicherheit schaffen und alles ginge immer so weiter. Gläubige sind keine Schwarzmalter, aber sie sehen die Begrenztheit der Welt voraus: »Himmel und Erde werden vergehen.« Das aber ängstigt den Christen nicht. Er fühlt sich nicht erschreckt. Weder von Schätzen noch vom Wohlergehen macht er sich abhängig. Denn sein Heil

kommt nicht von dieser Welt, sondern er wartet auf eine neue Zukunft, einen neuen Himmel und eine neue Erde (Matth. 24,35; 2. Petr. 3,13 und Offb. 21,1).

Wir leben in einem Zeitalter der perfekten Mittel, aber der seelischen Labilität und verworrenen Ziele. Der Christ schätzt den Menschen recht ein in seiner Überheblichkeit und Gewinnsucht, auch in seinem krankhaften Machtwahn, der zur Selbstzerstörung fähig ist. Die schwankende Gemütslage des Menschen ist es, die die Welt in Unsicherheit geraten lässt. In diesem Umfeld ist der Christ kein Übermensch, aber er hat geistliche Leitlinien und das biblische Wort. Es ist keineswegs leichtsinnig, wenn er fragt: Was macht es, wenn diese Welt untergeht? Wir warten doch auf einen neuen Himmel und eine neue Erde. Wir wissen um die helle Zukunft unseres Gottes. Darum brauchen wir keine Angst zu suggerieren, sondern erheben unsere Häupter, weil sich unsere Erlösung naht.

Der Mensch hat durch Freibeutermethoden die Erde derartig in Unordnung gebracht, dass er kaum in der Lage sein wird, ihre Unversehrtheit wiederherzustellen. Der moderne Turm zu Babel hat schwindelnde Höhe. Jetzt beginnt er zu knirschen. Risse des Endstadiums werden sichtbar. Ist das ein Ruf zur Umkehr, zur Neubesinnung? Vielleicht! Aber sicher mehr: Es ist die Ankündigung des Neuen, des Kommenden. Darauf ist der Blick zu richten. Der Apostel Johannes wusste: Diese Welt ist nicht ewig. Unsere Zeit ist kurz und begrenzt. Ihr ist ein prägnantes Ende gesetzt. Einmal hatte sie einen Anfang, und einmal hat sie auch ihr Ziel.

Dieses Wissen bestimmt die Lebenshaltung des gläubenden Christen. Nur wer ernst nimmt, dass diese Welt vergänglich ist, wird sich nicht an sie binden,

sich ihr nicht ausliefern und nicht im Alltäglichen stecken bleiben. Dazu gehört auch, diese Welt in rechten Proportionen zu sehen – das Kleine klein und das Große groß.

Wir fühlen uns oft als Gebrauchte und Missbrauchte, als Verbrauchte und Ausgenutzte. Immer wieder unterliegen wir den Ränken der Zeit. Wir sitzen im Netz der Furcht und der Sehnsüchte, der Gier und der Triebe. Die Versteppung menschlicher Beziehungen und die Erpressbarkeit der Welt lassen »ängstigen«. Haben wir manchmal Angst vor uns selbst? Züchten wir einen modernen Unglauben, der keinen Zugang kennt zur Jenseitigkeit und zur Zukunft Gottes?

Natürlich schaut niemand in die Zukunft und weiß um kommende Dunkelheiten. Schmerz und Leid werden nicht ausbleiben, besonders wenn das Leben endet. Denn wir sind nicht die »Größten«, können nicht über uns selbst hinaus, haben keine Unsterblichkeit. Jede Religion hält für diese Grenzsituationen Erklärungsmuster und Trostpflaster bereit, um den Schmerz aufzufangen und zu mildern.

Jesus ermutigt uns, Maßstäbe anzulegen, die rost- und diebstahlsicher sind. Irdisches kettet, Menschliches bindet, Materielles rostet, aber Göttliches befreit. Niemand richte sich auf dieser Erde sesshaft ein, als gelte es für die Ewigkeit, denn alles vergeht. Was wir hier haben, sind alles nur Milchzähne. Sie kommen, wackeln und machen etwas Besserem Platz.

Die Vision der Zukunft bedeutet für den Christen keine Weltuntergangsstimmung, sondern den Morgen einer neuen Welt. Darum widerstehen wir allen Sektierern, die aus einer Welle der Weltangst oder einer Katastrophenstimmung Kapital schlagen wollen. Die

Gemeinde Gottes braucht nicht den Kopf zu verlieren. Aber sie sollte vorbereitet und gerüstet sein auf »den Tag des Herrn«, auf die neue Welt Gottes. Am Ende steht nicht das Chaos, sondern der lebendige und erhöhte Herr. Christen warten auf dieses weltumspannende Geschehen. Christus ist ihre Zukunft. Unser Herr kommt. Die Geborgenheit in den Händen des Ewigen lässt irdische Furcht und Angst zur Ruhe kommen. Gott hält uns fest, wie ein Magnet das Eisen hält. In dunklen Zeiten können wir uns kaum an die eigene Kraft klammern, Charakterstärke versagt, und Selbstdisziplin trägt nicht. Gott selbst muss uns halten.

In den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte schauten Christen in ihrer ständigen – oft lebensgefährlichen – Bedrohung auf den kommenden Herrn und holten sich von daher ihren Glaubensmut. Ist das Christsein heute billig geworden? Es wird sich zeigen, wenn »Himmel und Erde vergehen«.

Wir brauchen dabei unsere Zukunftssorgen nicht wegzuleugnen. Wer wollte auch der inneren Angst ausweichen und sie überspielen? Sie sitzt tief im Wesen des Menschen und ergreift unterschwellig unser Fühlen, Denken und Handeln. Es sind zwar meist äußere Anlässe der Verunsicherung, aber gerade deshalb sieht es nicht selten so aus, als wenn die Menschheit in der Gefahr steht, den Ast abzusägen, auf dem sie sitzt. Dazu kommt die innere Angst, die jemand befallen kann, einschließlich aller Unberechenbarkeiten und Depressionen. Lösungen, Auswege und Brücken des Überlebens sind manchmal nicht in Sicht. So bleibt auch dem Psalmisten nur: »Ich rufe zu dir, wenn mein Herz in Angst ist« (Ps. 63). Und der lebendige Gott greift in das Leben des Einzelnen und spricht: »Fürchte dich nicht!« Wo Gott im Kommen

ist, verlieren die Sorgen ihren drohenden Charakter. Sorgen sind nämlich nicht nur sinnlos, sondern sind wie ein seelisches Warnsystem, eine psychische Selbstkontrolle. Es wäre nicht gut, sie zu ignorieren und zu überhören. Damit nimmt Gott nicht einfach alle Nöte und alles Schwere aus dieser Welt fort, sondern gibt uns die Ermutigung auf den Weg: »Sorget nicht!« Die Tiefe des Lebens schließt sich manchmal nur von daher auf.

Lähmende Sorge kann nicht im Selbstverfahren, nicht mit »Do-it-yourself-Technik« gemeistert werden. Hilfe und Überwindung kommen von Gott, von dem auf-erstandenen Herrn. Jesus macht uns zwar nicht zu Lebenskünstlern, die sich über die Untiefen des Daseins hinwegtäuschen, aber zu Nachfolgern, die wissen: Es wird nicht dunkel bleiben. Wir sind geborgen, weil Gott Seinen Sohn der Angst aussetzte und Ihn der Bedrohung der Welt preisgab. Bis in die tiefste Anfechtung hinein hat Christus die Sorgen und Ängste durchstanden. Nicht die Psychologie, sondern die Christologie verhilft uns letztlich zur Überwindung der Lebensangst. Wundermittel gibt es nicht, weder Autosuggestion noch einen künstlich zurechtgemachten »lieben Gott«. Eigene Kräfte reichen nicht aus, eher steigern wir uns zunehmend in Unruhe und Verzweiflung hinein. Christus ist es, der die Sorgen der Menschen zu seinen eigenen gemacht hat. Aber es kommt der Tag, an dem Gott alle Tränen abwischen wird von unseren Augen, an dem weder Tod noch Leid, weder Geschrei noch Schmerz mehr sein dürfen, der Tag, an dem das Erste vergangen ist (Offb. 21,4-5). Es ist »wahrhaftig und gewiss«, dass Gott eine neue Geborgenheit schaffen wird. »Wer überwindet, der wird es alles ererben!« (Offb. 21,7).

Der Friede Gottes siegt über die Nacht und ihre Fins-

ternis. Sicher bleibt das Herz des Menschen voller Unfrieden und sein Wesen tausendfach gebrochen. Aber die Liebe Gottes bleibt nicht versteckt, sondern bricht hervor wie die Morgenröte. Christen leben nicht von Illusionen und Zukunftsträumen. Dafür ist das Leben zu hart. Aber sie glauben an das Wort ihres Herrn und den Sieg Jesu Christi.

»Herr, du weißt, wie arm wir wandern
durch die Gassen dieser Welt,
wenn der Glanz von einer andern
nicht auf unsre Schritte fällt.
Leuchte Du mit hellem Schein
in die dunkle Welt hinein.«

Kapitel 9

Wider

die blinde Namenlosigkeit

In Lukas 6,39 sagt Jesus Seinen Jüngern ein Gleichnis: »Kann auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen?«

In einer deutschen Stadt beobachtete ich eine Gruppe Blinder, die eine Straße überquerte und sich durch die drängelnden Menschenmassen einen Weg bahnte. Wer diese Menschen ansah, erkannte ihre erloschenen Augen und ängstigte sich um sie, wie sie sich Schritt für Schritt vorwärts tasteten. Aber die Gesichter dieser Menschen waren trotz Erblindung nicht ängstlich, verzerrt oder entsetzt, sondern ruhig, geborgen, fast lächelnd. Sie sahen keinen Schritt vor sich und zogen doch gelassen ihren Weg, weil sie wussten: An der Spitze des Zuges geht einer, der sehen kann. Der führt die Menschenschlange an, der weiß den Weg. Auf seinem Arm ruht die Hand des nächsten, der wieder den nächsten führt. So ist der ganze Zug der Blinden verbunden mit dem einen, der den Weg sieht und den nächsten Schritt kennt. Das schafft Geborgenheit inmitten der Gefahr. Weder Angst noch Panik haben hier ihren Platz.

Blinde können Blinde keine ungebahnten Wege führen. Sie würden in der Tat alle in den Abgrund stürzen. Es muss jemand da sein, der sieht und das Ziel kennt. Christen sind Menschen, die in dunkler Zeit nicht alleine ihren Weg gehen. Der Herr der Welt geht voran. Dabei ist es nicht wichtig, ob man jeden Schritt

sieht; wichtig ist nur die Verbindung zum Herrn und das Vertrauen auf Seine Führung. »Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht.«

Einmal hörte ich, dass in der eben genannten Gruppe der Erste einen Ruf ausstieß und der letzte in der Kette der Blinden eine ähnliche Antwort gab. Jetzt wusste der Führende, dass er alle noch beisammen hatte. Gott ist der Rufende, die Menschen sind die Antwortenden. Ein Christ ist der, der antworten und folgen kann, denn der Ruf Gottes erfordert Gehorsam in der Nachfolge. Er wird fähig, Verantwortung zu tragen als Mitarbeiter Gottes in dieser Welt und Menschen zu führen, weil Gott ihm den Auftrag gab.

Es liegt nahe, Jesaja 43,1 einzubeziehen: »Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!« Es ist etwas Geheimnisvolles um den Namen. Das wusste die Menschheit von jeher. Nach alter Vorstellung lebte die Seele des Menschen in seinem Namen. Die Streichung des Namens und die Nummerierung des Menschen sind daher etwas zutiefst Unmenschliches. Wo Menschen in Vergangenheit und Gegenwart auf diese Weise ihren Namen verloren, aus Namen Nummern wurden, wo sich Türen und Tore hinter Stacheldraht und Mauern schlossen, Ghettos entstanden, verloren sie auch ihr Ich, ihre Identität, ihr Wesen, oft ihre Existenz. Jeder Name hat demnach etwas Ehrfürchtiges, ist heilig, darf nicht missbraucht werden. Das hängt mit dem Urbild des Namens Gottes zusammen. Das zweite Gebot besagt das: »Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.«

Der Blinde, der geführt werden muss, erscheint zunächst anonym, ist ein Glied in der Kette. Aber dieses Glied hat einen Namen. Der Name steht für die Person, für

das Unverwechselbare und Nichtaustauschbare, für den Grundwert des Menschen. Im Altertum (und nicht nur da) wurde der Name eines besiegteten Herrschers aus den Denksteinen herausgemeißelt; das war gleichbedeutend mit der Beseitigung der Person. Namenlos werden hieß aufgegeben und verachtet zu sein. Der Mensch ohne Namen ist ein Niemand, er wird zur Null. So bedeutet der Name Leben, Handlung, Erkenntnis, Beachtetwerden. Das ist uraltes Menschheitswissen: Der Name kann handelnd und wirkend für eine Person stehen: wir können »im Namen jemandes« sprechen und »im Namen jemandes« handeln; im Namen des Mündels entscheidet der Vormund, im Namen des Volkes wird ein Gerichtsurteil verkündet.

Wer bei Gott einen Namen trägt, ist kein anonymer Massenartikel, er besitzt einen Wert. Für ihn ist die Erlösung kein namenloses Geschehen, denn die Versöhnung mit Gott wird nur wirksam, wenn sie mit dem Namen Jesu Christi und unserem Namen verbunden ist. Das ist Geheimnis und Geschenk zugleich, Ausdruck der Güte Gottes, Geborgenheit in den Ängsten der Zeit. Sonst wären wir als Blinde einem Blinden ausgeliefert, der uns trügerische Wege führen könnte.

Aber hier kann man vertrauen. Der da vorne sieht! Und er führt Menschen, die er mit Namen kennt. »Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl; das macht die Seele still und friedevoll!« Wir brauchen uns auf diesem Wege nicht zu ängstigen, auch wenn wir uns unheimlichen Mächten wehrlos preisgegeben und unberechenbaren Menschen ausgeliefert sehen. Wir sind Blinde. Aber Gottes Führung bleibt. Fürchte dich nicht, denn der da vorn hat offene Augen. Der führt uns zum Ziel. Die Hand auf dem Arm des Vordermannes, dann verirrt sich niemand.

Wider die Unbarmherzigkeit

Das Evangelium ist kein gemütlicher Stoff für Couchgespräche. Es geht um Aussagen und Vorgänge, die für Menschen, die sie hören, so neu und alarmierend waren, dass Betroffenheit eintrat. Wir leben nicht in einem Plüschsofa-Jahrhundert, sondern in einer Zeit, die zutiefst verunsichert und erschüttert ist. Unbarmherzigkeit gehört zur Tagesordnung. Darum brennt uns die Seligpreisung auf dem Gewissen: »Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen« (Matth. 5,7).

Diese Zusage kann nur Gott aussprechen. Denn sie bedeutet eine Absage an jeden vermessenen Glauben, an jede eigene Leistung, an alle autonome Unabhängigkeit, die auf Gott verzichten kann. Ein Christ ist also ein Mensch, der nicht vermessen sich selbst anbetet, sondern die eigene Begrenztheit bewusst wahrnimmt. Er weiß, wie klein er ist vor der Größe des lebendigen Gottes.

Barmherzigkeit ist in unserer Zeit zum Fremdwort geworden. Es bedeutet »ein Herz haben für den anderen«. Barmherzigkeit ist verwandt mit Liebe und Güte, sie hat mit Gnade und Treue zu tun. Wer aber in dieser Welt lieb und gütig, barmherzig und treu sein will, wird wahrscheinlich zu kurz kommen, vielleicht sogar verlacht werden. Aber das wird Christen immer so ergehen, denn es bewahrheitet sich die These Nietzsches, man solle das Schwache stoßen, damit es

endgültig zerbreche. Wer in dieser Welt nichts mehr nützt, nicht der Norm, dem gesellschaftlichen Zugschnitt entspricht oder ethnisch unerwünscht ist, wird zu Wertlosem gemacht, wird als Minderwertiger noch gestoßen, damit er vollends fällt.

Diese Theorie ist nicht neu. Sie begann, als einer zum ersten Mal den Satz aussprach: »Soll ich meines Bruders Hüter sein?« Machtmenschen aller Zeiten haben das praktiziert: Sie haben Krüppel getötet, alte Menschen vergiftet, Kranke verachtet, Schwache verhungern lassen. Wehe den Kranken und Alten, wenn es das Evangelium nicht gäbe! Dann wären sie nur unnütze Esser, für eine Konsumgesellschaft nicht attraktiv. Und wehe denen, die aus dem beruflichen und gesellschaftlichen Prozess herausfallen, sie werden bald endgültig zur Seite gedrängt. Die Vereinsamung greift um sich. Vorsicht auch den Jungen und Gesunden. Sie werden im manipulierten Computerzeitalter bald zu seelisch Verkümmerten, die in ihrer inneren Labilität kaum noch festen Maßstäben folgen und jedes sittliche Fundament unter den Füßen verlieren. Dann begänne eine neue Eiszeit, in der alle erfrieren. Ohne Barmherzigkeit wird es kalt in dieser Welt.

Es gab Volksstämme, in denen Eltern ihren Kindern die Augen blindeten, damit diese beim Betteln mehr Mitleid erregen sollten. Auch gab es Länder, in denen Alte und Kranke in die Wildnis geschickt wurden, um sie los zu sein. Dort verhungerten sie oder wurden von wilden Tieren zerrissen. Die natürliche Welt kennt keine Barmherzigkeit. Das sehen wir in neuesten modernen Kriegen und grausamen Geschehnissen, dass der Hass und das Brutale im Menschen ohne Grenzen ist. Der Mensch ist im Grunde der größte Feind des Menschen. Erst Christus hat dieser Welt eine

neue Botschaft gebracht und ein neues Gesicht gegeben. Hier hört die Raubtiermoral auf. Hier beginnt Freude am Evangelium, das Menschen umzuwandeln vermag und dieser Welt Frieden verspricht.

Ein verachteter Samariter blieb stehen und half dem Geschlagenen. Priester und Levit gingen vorüber, obwohl sie geradewegs aus der Kirche kamen. Es sind nicht immer die Besten, die aus der Kirche kommen. Hier geht es nicht um aufgesetzte und gemachte Frömmigkeit, um religiöse Pflichtübung, sondern um Barmherzigkeit. Es kommt darauf an, dass wir stehen bleiben beim Leid und dem Leidenden im Rahmen des Möglichen unser Bestes geben. Vielleicht bedeutet das »Stehenbleiben« ein mutmachendes Wort, einen Händedruck, einen verstehenden Blick. Aber trotz Begrenztheit unserer Möglichkeiten erwartet man unser Herz, weil Jesus selbst sein Herz drangegeben hat. Barmherzigkeit ist keine gutmütige Laune Gottes, sondern Sein innerster Zuschnitt, die Substanz Seines Wesens. Hier liegt die Mitte des Evangeliums. Und nun können wir »einer dem anderen ein Christus sein« (Martin Luther).

Die Heiligkeit, das Recht und die Gerechtigkeit Gottes werden durch die Güte nicht geschmälert. Erst die Tatsache der Unbestechlichkeit Gottes wird gütewirksam. Dieser scheinbare Gegensatz ist außergewöhnlich. Er ist so herausragend, dass jemand zu dem Ausspruch kam: »Nur Betrunkene und Wahnsinnige tun solche Taten.« Aber Gott ist weder betrunken noch wahnsinnig. Er weiß um den tiefen Abgrund zwischen sich und dem Menschen, zwischen Himmel und Erde. Das Unüberbrückbare des »Heiligen« zum »irdischen« konnte nur durch das Opfer Jesu Christi überwunden werden. Dann erfahren wir Güte ohne Grenzen. Gott bleibt, wenn nichts mehr bleibt! Arm-

selig kamen wir mit leeren Händen zur Welt. Still und lautlos wird man uns wieder in die Erde betten. Nichts nehmen wir mit, aber Gott bleibt. Er ist das Licht an der Grenze des Lebens.

Barmherzigkeit will verkündigt sein. Gefühle und Begeisterung reichen nicht aus. Realistische Schritte als Zeugnis des Glaubens werden von Gott erwartet. Glaube, der weitergibt, wird nicht zum abgestandenen toten Gewässer. Barmherzigkeit will praktiziert werden, denn nur denen wird Gott einmal barmherzig sein, die selbst Barmherzigkeit übten. Von dieser Freundlichkeit Gottes dürfen wir leben.

Güte Gottes ist innerer Reichtum, ist Verstehen und Wärme. Christen leben davon. Sicher wissen sie auch etwas von Verzicht in der Nachfolge Christi. Aber nicht, was den Reichtum Gottes und Seine unendliche Güte angeht. Wir haben einen großzügig schenkenden Gott. Man darf Ihn bitten, um sichtbar zu empfangen, man darf sich freuen und fröhlich darüber sein. Gottes Güte bleibt individuell, immer neu, immer anders. Man kann sie nicht in Begriffe und Thesen einfangen. Der Vielfalt des Wesens Gottes würde man Gewalt antun. Er handelt ja aus Sorge um unsere Seele, ob in guten oder in schlechten Tagen. Diese Sorge ist ein Akt Gottes, Handlung und Geschenk zugleich. Seelsorge Gottes ist nicht »Anpassungspraxis«. Zwar werden wir alle für schwierige menschliche Situationen barmherziges Verständnis haben. Verständnis bedeutet jedoch nicht, dass man ungute Praktiken mildernd gutheißt. Gott deckt sie auf, und das tut weh. Aber sonst kann der Prozess der Heilung nicht einsetzen.

Dennoch wird nicht jeder Konflikt zu lösen sein. So wie es Krankheiten gibt, die unheilbar bleiben, so gibt

es seelische Verirrungen, die nicht mehr korrigiert werden können. Was sich der Mensch aufbürdet, ist nicht jederzeit wieder zu glätten. Auch Vergebung schafft nicht automatisch einen heilen Zustand. Mit manchen Prägungen wird man leben müssen. Seelsorge sollte das sagen. Nachfolge Jesu wird Tragkraft geben und Leiden erleichtern, aber sie wird nicht alles heilen. Vielleicht ist dies das Kreuz, das der Mensch dann bis ans Lebensende auf sich zu nehmen hat. Auch Güte Gottes vermag in einem zerbrochenen Leben nicht immer und nicht alles zu reparieren.

Je verwirrender die Fragen des Lebens heute in der Öffentlichkeit ausgetragen werden, desto klarer sollte die Heilige Schrift von Kanzeln und Kathedern verkündigt werden. Auf der Kanzel ist aber nicht Politik, sondern Evangelium zu verkündigen. Den angefochtenen und bedrängten Menschen müssen wir ernst nehmen, den Zu-kurz-Gekommenen im Leben haben wir bekannt zu machen mit der Güte Gottes. Man braucht nicht zu verbittern und zu verzagen, denn Gott ist bei uns. Man kann nie zu viel von Gott erhoffen, eher zu wenig. Er wird's schenken über Bitten und Verstehen, auf dass echte Freude und Fröhlichkeit das Leben reich machen.

Kapitel 11

Wider den »leidlosen« Wunschtraum

Wer unbeschwert, heiter und zufrieden sein Leben verbringt, darf sich freuen. Es gibt aber nicht viele Menschen, die das auf Dauer erleben. Im Laufe der Jahre bringt das Leben Bedrückungen und Erschütterungen, die traurig machen und zermürben. Es gibt so viel Elend in der Welt und Leiden ohne Zahl. Wir legen oft selbst das Fundament für das Schwere im Leben und sind nicht unbeteiligt an Lieblosigkeiten. Und wenn nichts mehr geht, fühlt man sich ausgeliefert und innerer Anfechtung preisgegeben. Dann helfen keine gut gemeinten Hinweise. »Wollen die leeren Worte kein Ende haben?« fragte schon Hiob, der das Leid wie kaum ein Zweiter kennen lernen musste. Es gibt eine innere Verlassenheit und eine seelische Einsamkeit.

Im Alter hat oft alles ein doppeltes Gewicht. Dann erfasst uns die Angst und uns wird bange. Warum sollten wir das leugnen? Auch Christus hat es bestätigt: »In der Welt habt ihr Angst!« Es wäre töricht, sie zu leugnen. Vielleicht schließt sich die letzte Tiefe des Lebens erst aus der Angst und aus dem Leid heraus auf. Darum bedauert Gott uns auch nicht. Im Gegenteil: Das Leid wird in die Nähe des Glücks gerückt. »Glücklich sind, die da Leid tragen« (Matth. 5,4). Scheinbar macht Leid das Dasein erst lebenswert, so eigenartig das klingen mag. Aber unser Leben ist ein Symbol der Brüchigkeit und des Vorläufigen. Man muss hindurch, um an das Endgültige zu kommen.

Die letzte Phase unseres Lebens wird daher im Besonderen nicht angstfrei sein. Wir welken dahin in dieser Welt der ewigen Ängste. Gelegentlich sind wir wie Zugvögel ohne Geborgenheit. Es gibt Rätsel des Lebens, die nie gelöst werden und es gibt Täler des Daseins, die im Schatten bleiben. In manch einem Leben gibt es Sackgassen und Irrwege, die im Dunkeln liegen. Wir haben jetzt aber keine Kraft mehr, um aus der Ohnmacht herauszukommen. Wir schaffen es nicht allein. Dennoch endet unser Leben nach dem Willen Gottes nicht im Widerspruch. Alles hat seinen Sinn und dient dem Reifeprozess.

Wir brauchen stille Zeiten, um das Leid und die Angst anzunehmen. Stille Zeiten sind im Alter keine stummen Zeiten. Stummheit könnte Trotz oder Furcht bedeuten. Beides aber lärmt im Herzen. Stille spricht eine andere Sprache. Sie ist der Ausdruck einer inneren Haltung, die Herzensreichtum und Abgeklärtheit darstellt.

Leid und Stille schaffen Reife. Stille ist ein Quellgrund, aus dem die Kraft zum Tragen kommt. Leidvolle Zeiten sind nicht leer, nicht unnütz, sondern erfüllte und erfüllende Lebensabschnitte. Hier wachsen Einsicht und Vertrauen. Aus der Stille kommt der Auftrag und aus dem Leid die Kraft des Herzens für andere.

Es gibt wohl kaum einen Menschen, den das Leid nicht trifft. Wenn dann der Boden unter den Füßen wankt, dann hilft nur, Gott »beim Wort zu nehmen«. Gott hat versprochen, den Weg des Glaubens mit uns zu gehen und diesen auch zu vollenden. Selbst in notvollen Tiefen ist der Weg mit Christus ein getroster Weg. So kann der Apostel Paulus in beängstigender Lebenslage aus dem Gefängnis heraus schreiben: »Freuet euch in dem Herrn allerwege, und abermals sage ich euch, freuet euch!«

Es bedarf großer seelischer Kraft, um diesem Apostelwort nachzueifern. Aber Einsame und seelisch Verwundete werden hier hineingehoben in das Magnetfeld der Freude, in dem die Härten des Daseins ihre Bitterkeit verlieren. Hier spüren wir etwas von dem Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft.

Leid lässt reifen. Das ist ein Prozess, den wir lebenslang durch alle Altersphasen hindurch brauchen. Nichts muss so ausdauernd und umfassend reifen wie der Geist und die Seele des Menschen. Oft gelingt das nur in der Druckkammer Gottes, sonst würden wir in der Begrenztheit unseres Wesens stecken bleiben. Das geht meist durch innere Krisen hindurch. Werden diese durchgestanden, dann wird der Mensch belastbarer, duldsamer, liebesfähiger und dankbarer. Überheblichkeit und Ungeduld verraten einen Mangel an durchlebtem Leid. Darum sind die glücklich, die die Last tragen, die den inneren Reifungsprozess auf sich nehmen ohne Aufbegehren. Dann erreicht der Mensch Jahre voller Güte und innerer Größe. Vielleicht trägt er dann ein wenig dazu bei, die Welt vor lärmender, sich vordrängender Unreife mit all ihrer gefährlichen Kurzsichtigkeit zu bewahren. Denn angstfrei wird diese Welt nie mehr sein. Es werden neue dunkle Wolken und dunkle Geschehnisse kommen, denn wir haben keine Verheißung, dass in unserer Gesellschaft die Vernunft siegt und die Erde zum Paradies wird. Aber der Trost Gottes begleitet den Glaubenden in einer verrückten Welt. Seine bergende Hand geht mit uns und verwandelt gerade das Schwere im Leben zum Segen und zum Sieg. Das schafft das Gefühl der Geborgenheit trotz rissigem Boden.

Christen sind Menschen, die in einer dunklen Welt ihren Weg nicht alleine gehen. Unser Herr geht vo-

ran und weist den Weg. Es ist nicht wichtig, ob wir jeden Schritt verstehen und deuten können. Aber des Lebens Höhen und Tiefen werden überschaubar. Dann wird die Zeit des Leidens auch eine Zeit der Ernte. Wir wissen von der Vollendung des Glaubens und von einem Ziel, dem wir entgegengehen. Der Mensch ist das einzige Wesen, das von Vollendung weiß, das die letzten Fragen um Sinn und Inhalt des Lebens und Sterbens andeutungsweise erkennt. Zwar durchdringen wir nicht den dunklen Horizont des Endes, zwar fragen wir manchmal in banger Ungewissheit nach letzter Gewissheit, aber dennoch gehen wir einem endgültigen, formenden Abschluss entgegen, erwarten wir ein reifes Erfülltwerden im Vertrauen auf Jesus Christus. Das Verwesliche muss den Prozess des Wandels in das Unverwesliche durchstehen, das Sterbliche wird die Unsterblichkeit erfahren. Selbst wenn Gott ein Leben auf scheinbar noch nicht erfüllter Höhe leidvoll abrechnen sollte, wird er es dennoch nicht unvollendet lassen, denn Er hat gesagt: »Ich will's anfangen und vollenden!« Darum sind wir getrost. Wir vertrauen nicht mehr der eigenen Kraft, sondern der Kraft unseres Herrn. Wir legen auch die letzten Stunden in seine Hand und wissen uns geborgen. In großer Glaubenszuversicht sprechen wir mit dem Psalmisten: »Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?« (Psalm 27,1).

Kapitel 12

Wider die Orientierungslosigkeit

Die Gebote Gottes sind wie ein Grundgesetz für das Zusammenleben der Menschen. Gott formulierte diese Maßstäbe für den Alltag des Daseins und gab damit Leitlinien der Vernunft, um den Menschen vor Fehlern zu bewahren und vor allem vor sich selbst zu schützen. Denn hier wurde die Grundlage einer allgemeinen Rechtsordnung vorgegeben sowie eine individuelle Ausformung für das persönliche Leben.

Aber

eine Umfrage erbrachte das Ergebnis, dass kaum ein Erwachsener den Wortlaut der Gebote kennt oder diese zu zitieren vermag. Ebenfalls wurde festgestellt, dass im schulischen Bereich (noch nicht einmal im kirchlichen) die Zehn Gebote weder gelernt noch diskutiert werden. Sind wir ein Volk ohne Leitlinien und Maßstäbe?

Deshalb

bringen wir nachstehend die Gebote im Wortlaut mit einem jeweils kurzen Kommentar in einfacher Sprachform, um in schlichter Weise gültige Wahrheiten jedermann zu verdeutlichen. Zurück zu Gott heißt auch, zurück zu den Wegweisern Gottes. Ohne Eckwerte des Handelns gibt es kein verantwortliches Leben.

1. »Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.«

Dass dieses Gebot das erste ist, unterstreicht seinen Rang. Alle anderen leiten sich von ihm ab, wie alle Zahlen unseres Dezimalsystems aus der Eins hervorgehen. Wie die Eins die Einheit ist, an der sich alles misst, auf der alles aufgebaut wird und durch die alles teilbar ist, so ist auch Gott die Grundsubstanz, ohne die nichts existiert.

Gott ist aber keine Zahl, sondern das große Gegenüber, zwar kein Mensch, schon gar nicht Mann oder Frau, dennoch die Gestalt, aus der alles hervorgeht und die uns ewig begegnet, an der wir uns messen müssen, an die wir uns wenden und auf die wir uns verlassen können.

Martin Luther, der zu jedem Gebot eine Erklärung gab, sagt hier: »Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.« Gottesfurcht bedeutet, dass mit Gott nicht zu spaßen ist, dass man mit Ihm allen Ernstes rechnen muss. Er ist der Herr der Geschichte und führt diese Welt, Er ist es, der die Gewissen lenkt und gelegentlich auch erschüttert. Zugleich dürfen wir Ihn lieben. Wie jede echte Autorität ist Er nicht nur Macht, sondern eine überlegene Kraft, die wir brauchen, weil sie hilft, werden und wachsen lässt. Lieben können wir Ihn, weil Er uns zuerst geliebt hat. Unsere Liebe ist ein Dank, der sich im Gehorsam äußert. Gottesfurcht und Liebe werden in der Bibel in einen untrennbaren Zusammenhang gebracht. Gott ist die Quelle, aus der die Liebe fließt und zugleich das Ziel, wohin sie zurückkehrt.

Die Bibel spricht nur von einem Gott. Die Welt kennt viele Götter und betet sie an: erdachte Gestalten

und geheimnisvolle Mächte, aber auch Sonne und Gestirne, Gebilde aus Stein, Gold und Silber. Heute sind es Mächte wie Ruhm und Geld, Einfluss und Gewalt, Rausch und Genuss. Alles, was der Mensch wichtig nimmt und wovon er sich leiten lässt, kann zum Gott werden. Gegen all das lautet unausweichlich das Gebot: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!

2. »Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.«

Schon an zweiter Stelle geht es um den Namen Gottes. Unsere Vorfahren wussten mehr von der Symbolik, dem Geheimnis und der Würde und Kraft der Namen, der Sprache überhaupt. Deshalb soll man Gottes Namen nicht sinnlos im Munde führen – sei es in gedankenlosen Reden, in überflüssigen Zitaten oder als Argument oder gar Instrument. Der Glaube und die Berufung auf Gott dürfen nicht zu einem Mittel der Ideologie werden. Oft wurden die Religion und der Glaube als Feigenblatt und Alibi zur eigenen Macht- und Interessendurchsetzung missbraucht. Auch in so genannten Religionskriegen ging es nicht um Gott, sondern um Politik und Macht.

In Gottes Namen wird unwahrscheinlich geheuchelt und getäuscht, wird Magie getrieben, und Betrüger haben besonderen Erfolg, wenn sie sich als gläubig ausgeben und auf Gott berufen. In jedem Fall handelt es sich um einen Glaubensmissbrauch. Darum sagt Martin Luther, dass wir bei Seinem Namen nicht fluchen, schwören, zaubern, lügen oder trügen sollen; sondern denselben in allen Nöten anrufen, beten, loben und danken. Vielleicht sollten wir überhaupt mehr mit Ihm, als allzu viel über Ihn reden. Denn Er sprengt jeden Rahmen und jede Vorstellung. Er ist

größer als jegliche Interessenkreise und unser Begriffsvermögen.

3. »Du sollst den Feiertag heiligen.«

Solange wir denken können, ist die Woche in sechs Werktagen und einen Feiertag aufgeteilt. Das ist erstaunlicherweise in allen anderen Weltreligionen ebenso, selbst wenn zur Feier unterschiedliche Tage gewählt werden. Die Christen begehen den Sonntag als Ruhetag, weil er der Tag der Auferstehung ist. Er ist den Menschen gegeben zur Erholung, zur Besinnung und zum Nachdenken, zur Sorge um die Seele und alles, was sie braucht.

Der Feiertag ist insbesondere für den Gottesdienst vorgesehen. Aber ca. 85% der Deutschen gehen so gut wie nie in eine Kirche. Der Feiertag gehört dem Sport, dem Hobby, dem Ausflug oder dem geselligen Umtrunk im Stammlokal. Gott kommt in der modernen Freizeitgesellschaft nicht mehr vor. Stattdessen möchte eine lautstarke Spiel- und Spaßindustrie die Sinnleere an dieser Stelle mit neuen Zeitfüllern übertünchen.

Sicher dürfen wir am Feiertag auch tun, was uns Freude macht und was Abwechslung bringt. Für Partnerschaft und Familie tun sich hier viele Möglichkeiten auf. Dennoch sollte eine Verinnerlichung stattfinden und eine Besinnung auf Gottes Führung. Denn die gedankliche Beschäftigung mit Ihm ist Feier und Freude. Erholung und Ausruhen bringen neue Kraft für die kommende Woche. Wer ausgeruht beginnt, wird mehr zustande bringen, mehr leisten und Erfolg haben. Zwischen Ruhe und Arbeit besteht ein Zusammenhang. Und weil das so wichtig ist, steht das Gebot schon an dritter Stelle.

4. »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest auf Erden.«

Die Zeit ist wohl noch nicht vorbei, in der ein hemmungsloser Jugendkult alle Alten zu unnützen Essern degradierte und die Eltern zu bloßen Erzeugern machte. Respekt vor dem Alter gilt hier und da sogar als lächerlich. Und doch werden Hochachtung und Wertschätzung von Eltern und Alten von der Gottesbeziehung abgeleitet. Gott selbst hat Autoritäten gesetzt. Gottesfurcht und Gottesliebe sind miteinander verzahnt und übertragen sich auf das Menschenleben im guten Sinne, damit es uns wohlgehe.

Damit ist eine Absage an Gleichmacherei und Kameraderie erteilt worden zwischen Eltern und Kindern, Vorgesetzten und Mitarbeitern, Lehrern und Schülern. Die Beziehung geht zwar der Erziehung voraus, kann sie aber nicht ersetzen oder gar umkehren. Respektlosigkeit ist die Wurzel aller Unordnung und allen Unrechts, ja, des gesellschaftlichen Chaos. Darum wird an vielen Stellen der Bibel immer die Ehrfurcht vor Eltern und Alten betont. Denn nur ein Verhältnis, in dem Menschen einander mit Ehrerbietung zuvorkommen, ist eines, das die zwischenmenschlichen Beziehungen gedeihlich macht und die Humanität der Gesellschaft sichern kann. Sonst ist die Gefahr, in Willkür und Machtausübung zu verkommen. Dagegen würde sich mit Recht der Protest der Jungen richten. Respekt verlangen kann nur, wer auch Respekt erbringt. Geht dieser verloren, werden das Entstehen eines Gewaltmonopols und seine Durchsetzung die notwendige Folge sein.

Wir alle müssen uns an der Autorität Gottes messen lassen, an Seiner Vollkommenheit und Güte. Junge und Alte sind fehlerhaft, und ihr Leben ist korrekturbedürftig. Daher ist es sinnvoll und legitim, das vierte

Gebot mit den vorangegangenen zu koppeln und in die Gottesbeziehung einzubringen. Wir brauchen sie. Dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass die Generationen miteinander gut leben können und sich aneinander freuen, denn Freude verlängert das Leben.

5. »Du sollst nicht töten.«

Das ist eine Aussage ohne Wenn und Aber. Es ist die kürzeste, eindeutigste und markanteste Formulierung als Aussage zum Leben. Und doch hat sie die meisten Widersprüche und die größte Vielfalt an Deutungen ausgelöst. Hunderttausendfach wird dieses Gebot gebrochen, hintergangen und missachtet – bei Exekutionen, Kriegshandlungen, Abtreibungen, Sterbehilfe, Mord und Totschlag. Täter werden nicht selten gehätschelt, Opfer gelegentlich verhöhnt.

In einzelnen Fragen kann man sicher zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen – grundsätzlich aber bleibt das Gebot »Du sollst nicht töten«, das übrigens in fast allen Sittengesetzen der Völker der Erde enthalten ist. Menschen versuchen damit, Humanität und tragfähige Gemeinsamkeit aufzubauen. Für die Lebenserhaltung auf diesem Planeten ist es ein Grundgebot.

Überall beobachten wir heute die Zunahme von Brutalität und Unbedenklichkeit gegenüber dem Wert des Lebens. Dagegen betont Martin Luther in seiner Erläuterung: »Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unserem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und ihn fördern in allen Leibesnöten.« Immer beruft sich Luther auf Gottesfurcht und Gottesliebe. Dieses Grundprinzip ist unverzichtbar. Denn nur wer Gott im Herzen hat, kann die Verantwortung für den Mitmenschen

nicht so weit vergessen, dass er sich an dessen Leben vergreift. Auch der Schwache, Kranke, Ungeborene und Verzweifelte ist lebenswert und verdient Schutz und Respekt.

6. »Du sollst nicht ehebrechen.«

Bei Umfragen konnte wohl festgestellt werden, dass ein großer Prozentsatz von Männern und Frauen ihre Ehepartner schon einmal oder mehrfach betrogen hat. Dies ist heute sozusagen gesellschaftsfähig. Ein großer Teil unserer Medien bespöttelt Treue als antiquiert, preist »Seitensprünge« als Voraussetzung moderner Selbstentwicklung und suggeriert, Untreue habe positive Auswirkungen auf das eheliche Liebesleben. Zu allen Zeiten erfuhr gerade dieses Gebot unzählige Deutungen und vielfache Anwendungen. Aber Gott formuliert lapidar und einfach: »Du sollst nicht!« Er setzt ganz selbstverständlich voraus, dass die Ehe die natürlichste Dauerbeziehung zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechts ist. Vor und neben der Ehe sind Zurückhaltung und Disziplin geboten, in der Ehe Liebe und Treue.

Auch wenn eine Reihe von Geboten negativ formuliert ist, also Verbote darstellt, muss man doch deren positiven Kern sehen. Er besteht in diesem Falle aus Liebe, Zuwendung, Fürsorge und Vertrauen zu dem Menschen, der für die Dauer des Lebens zu einem gehört. Selbstverständlich bringt das Leben in Beruf und Umfeld auch andere Lebensbezüge und Partnerverbindungen mit sich, ohne die nichts funktionieren würde. Wir sind auf Menschen angewiesen und auf das Vertrauen, das wir einander entgegenbringen. Es gibt Konstellationen des Lebens, die ohne die Zuwendung und Treue anderer Menschen gar nicht möglich wären. Dadurch darf aber die beson-

dere Wertschätzung des eigenen Ehepartners nicht gefährdet sein. Die Folgen wären Enttäuschung und Verbitterung, Unglück und Leid.

In diesem Gebot werden die Zügellosigkeit sexueller Wünsche und der Wildwuchs der Erotik in ihrer Gefahr für die dauerhafte Liebe in der Ehe erkannt. Das ist keine Absage an Schönheit und Sexualität, aber der Hinweis darauf, dass sie der Verantwortung bedürfen. Denn die partnerschaftliche Verantwortung wird mit dieser eindeutigen Leitlinie angesprochen und fixiert.

7. »Du sollst nicht stehlen.«

Jeder hat schon einmal gestohlen, dennoch sollten wir es nicht mehr tun. Der Einzelne versucht oft, sich auf Kosten des anderen zu bereichern, sei es durch ganz direkten Raub, sei es durch Bestechung, Vorteilsnahme oder Betrugsmanöver. Die Täter werden immer jünger. Jeder zehnte ertappte Ladendieb ist ein Kind unter dreizehn Jahren. Die Strafverfolgung resigniert. Überfälle und Bandeneinbrüche sind an der Tagesordnung, und der Bürger steht oftmals ohne Schutz da. Der Ruf nach dem Staat bleibt Utopie.

Ohne soziale Fürsorge und mitmenschliche Solidarität geht es auf diesem Gebiet nicht. Dem Prinzip des Egoismus, der Ausbeutung und Benachteiligung kann man nur gemeinsam entgegentreten. Das gilt sicher auch dem Staat und dem Anziehen der Steuerschraube. Auch dem Staat muss man gelegentlich sagen: Du sollst nicht stehlen!

Hier und heute nehmen wir es aber ganz persönlich: An unseren Händen soll nichts kleben bleiben. Man überprüfe seine Argumente und Handlungen. Da-

rum heißt Luthers Auslegung: »Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unserem Nächsten sein Geld und Gut nicht nehmen, noch mit falscher Ware oder Handel an uns bringen, sondern ihm sein Gut und Nahrung helfen, bessern und behüten.«

8. »Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.«

Jeder Mensch hat ein Bedürfnis und den Drang, in seiner Umgebung gut dazustehen. Nur nimmt er leider dafür des öfteren ein unfaires Mittel zur Hilfe, nämlich jemand anders schlechtzumachen, ihn zu verleumden und ihm etwas anzuhängen, was nicht der Korrektheit oder dem menschlichen Umgang entspricht. Klatsch und Tratsch, üble Nachrede und planmäßige oder nachlässige Ehrabschneidung sind so verbreitet, dass mit Recht dieser unmenschlichen Praxis ein ganzes Gebot Gottes gilt.

Besonders heimtückisch wirkt die menschliche Rede, wenn sie eingefärbt, hinterhältig oder scheinbar ehrlich gemeint, angeblich gewissen Tatsachen entspricht, in Wahrheit aber einer Art untergründigem Mobbing gleicht, das den anderen nicht nur verletzen, sondern auch schädigen und letztlich zerstören soll. Diese Praxis hat sich in allen Berufssparten einschleichen können und wirkt wie verseuchtes Blut in den Adern des Zusammenlebens. Es geht bis in die Kampf- und Regenbogenpresse hinein, die einen gewissen Rufmord zur Geschäftsgrundlage macht.

Die Leitlinien Gottes und der Maßstab der Ehrlichkeit ziehen hier eine Grenze. Gott lässt in seiner Klarheit und Wahrheit diese Doppelzüngigkeit und Unfairness nicht zu. Darum heißt es in Luthers Auslegung: »Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unsern

Nächsten nicht fälschlich belügen, verraten, Afterreden oder bösen Leumund machen, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.« Damit ist nicht nur der Meineid angesprochen, sondern auch jede hässliche Herabsetzung, jede kleine Lüge und insbesondere jede üble Nachrede.

Den Unarten der Zunge, von der die Bibel einmal sagt, sie sei ein »unruhiges Übel voll tödlichen Giftes«, wird entgegengestellt, dass wir für den Ruf des Nächsten mitverantwortlich sind. Wenn er wirklich Dummes angestellt hat, sollen wir nicht in dieser Wunde herumstochern, sondern versuchen, ihn zu verstehen, zu entschuldigen und aus einer womöglich verfahrenen Situation etwas Gutes werden zu lassen. Dazu gehört viel konstruktiver Wille, die eigene Kritiksucht zu überwinden, und die innere Festigkeit, nicht eigenes Profil auf Kosten anderer gewinnen zu wollen, noch dazu mit undurchsichtigen und unlauteren Mitteln.

9. »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus.«

Vorrangig beschäftigen sich die Eckwerte Gottes mit dem Verhältnis zu unserem Nächsten. Da scheint etliches im Argen zu liegen. Ausdrücklich wird hier das Haus des Nächsten geschützt und zugleich unsere Begehrlichkeit angeprangert. Es geht somit nicht nur um ein tatsächliches Aneignen des fremden Besitztums, sondern auch bereits um Neid und Missgunst. Hab und Gut, Grund und Boden, Haus und Hof sind ehrbar und nicht zu diskriminieren. Man darf sich daran freuen. Aber es gibt uns auch ein ungutes Gewinnstreben mit verwerflichem Drang nach fremdem Eigentum – damals wie heute. Zu allen Zeiten haben

Nationen und Völker, aber auch Nachbarn und Verwandte nach dem getrachtet, was sie nicht besaßen. Menschen scheuten nicht davor zurück, Arglist und Intrigen, Doppelzüngigkeit und Heimtücke, Manipulation und Gewalt anzuwenden, um Besitz an sich zu bringen, wenn es rechtmäßig nicht gelang.

Immer wieder betonen daher die Gebote Gottes das respektable Recht des Eigentums. Schon falsche Gier und Habsucht werden ermahnt, auch wenn es noch nicht zu Aggressionen oder zu einer Besitzergreifung kam. Der Maßstab der Gottesfurcht wird auch hier vorgelegt. Wir sollen unserem Nächsten nicht mit List nach seinem Erbe oder Hause stehen noch es mit einem Schein des Rechtes an uns bringen, sondern den Besitz des Nächsten schützen, fördern und pflegen. Das führt zu friedlichen und guten nachbarschaftlichen Verhältnissen. Wohin das Gegenteil führt, kann man immer wieder in der Geschichte erleben bis in die Gegenwart hinein. Ob wir es mit Spekulanten zu tun haben, ob es der Krieg in Krisengebieten ist, ob Grundstücke in Deutschland durch politische Machenschaften unsicher werden oder religiöser Vorwand und nationaler Irrsinn einiges zerstören – die Gegenwart sieht manchmal chaotisch aus. Daran lässt sich aufzeigen, wie wichtig und heilsam das Gebot Gottes ist: »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus!«

10. »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh und alles, was sein ist.«

Nochmals gehen die Gebote auf Gier und Begehrlichkeit ein. Es gibt im Menschen einen Drang und eine Art Unersättlichkeit nach Dingen, die anderen gehören. Dabei mag die Aufzählung überraschen, in deren Verlauf in einem Atemzug die Ehefrau, die

dienstbaren Boten und schließlich das Vieh und anderes Eigentum genannt werden. Dies entspringt dem Trachten und Wollen des Herzens, das keiner verantwortlichen Disziplin unterliegt. Mit der Missgunst wuchert die Habgier. Bankräuber werden in Talkshows gefeiert, und Übertreter der Gebote verkaufen ihre Memoiren. Der Vers ging in der Schule um: »Wäre es nicht fabelhaft, dein und mein wird abgeschafft.« Vielfach verfährt die Gesellschaft so. Daher sind die Gebote Gottes Leitlinien der Vernunft, die Orientierung, Zusammenhalt und Schutz geben können. Aber gemessen an täglichen Wohnungs- und Geschäftseinbrüchen, entfernt sich der Mensch mit wachsendem Tempo von dieser Vernunft.

Leitlinien Gottes sind nicht auf Revolution und gewaltsame Veränderung ausgerichtet, sondern auf Respektierung, Harmonie und Frieden. Ordnungen sollen allerdings mit Sinn und Seele gefüllt werden, damit sie dem einen gewähren, was dem anderen gut ist.

Wenn der Bezug zu Gott verloren gegangen ist, treten Ungleichgewichte auf, die alles Menschliche ins Schwanken kommen lassen. Mose empfing diese Ordnung Gottes auf dem Berg Sinai; sie sollte das Volk wieder zur Ruhe und Ausgeglichenheit bringen. Hier werden klare Grenzen gezogen, die die »Kirschen in Nachbars Garten« schützen – eine Ordnung, die zwar immer wieder gebrochen wird, aber gerade darum auch erneut in Erinnerung gerufen werden muss.

Zur Bekräftigung lässt Gott Seinem Volk sagen: »Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der über die, die mich hassen, die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber denen, die mich lieben und meine Ge-

bote halten, tue ich wohl bis ins tausendste Glied.« – Die Gebote haben also eine Bedeutung weit über den Augenblick hinaus. Sie tragen zum Glück und Wohlstand von Familien, Gemeinden, Völkern, ja, der ganzen Erde bei und sind Grundlage aller Gesetzgebung und aller Menschenrechte. Darum verdienen sie Respekt. Sie sind die Klammer, die Menschen und Völker verbindet, und die Basis einer vernünftigen Ordnung in dieser Welt.

Im Neuen Testament

werden die Zehn Gebote verschiedentlich aufgegriffen: Jesus hat sie in der Bergpredigt (Matth. 5-7) vertieft und verfeinert. Der Jakobusbrief beruft sich ausdrücklich darauf und ist besorgt um die praktische Anwendung und Ausführung (Jak. 1,22).

Selbst auf dem letzten Blatt der Bibel werden noch einmal die Eckwerte Gottes in ihrer Wichtigkeit betont. So wird gleichsam die ganze Heilige Schrift umspannt und umklammert: »Selig sind, die Seine Gebote halten, auf dass sie Macht haben an dem Holz des Lebens und zu den Toren eingehen in die Stadt.« In aller Dramatik werden auch die Alternativen genannt und die Grenzen deutlich gezeigt und gezogen. Wer sie nicht wahrnimmt oder vergisst, wird zum Außenseiter der Gesellschaft. Demütiger Respekt vor dem Willen Gottes und Seiner Allmacht zeigt den Weg des Friedens. In einer Welt, die sich davon immer weiter entfernt, muss die Botschaft erneuert werden und dazu beitragen, dass im tiefsten Grunde des Herzens die Leitlinien des Daseins zur Friedfertigkeit führen.

Wider die innere Leere

Die »Zehn Gebote« geraten in Vergessen. Kaum jemand weiß sie vollständig aufzusagen. Im Schulunterricht werden sie selten gelernt. Aber nicht nur die Gebote nehmen an Bedeutungslosigkeit zu, sondern auch das »Vaterunser« wird fremd. In liturgischen Gottesdiensten sprechen wir es noch, in »freien« Versammlungen und auf »liberalen« Beerdigungen nicht mehr. Werden wir »vaterlos« im geistlichen Sinne?

In Kurzfassung bringen wir darum in schlichter Form, was wichtig ist, zum Fundament unseres Daseins gehört, dem Glauben Halt gibt und was von Christen in Notzeiten als »eiserne Ration« bezeichnet wurde:

Das Gebet der Gebete

Die Bibel ist in weiten Teilen ein Gespräch Gottes mit dem Menschen und des Menschen mit Gott. Wir sollen es führen »ohne Unterlass« (1. Thess. 5,17). Jesus hat Seinen Jüngern im Vaterunser gleichsam eine handliche Kernfassung für jeden Tag mit auf den Weg gegeben und auf diese Weise der gesamten Christenheit das Standardgebet geschenkt, das über den ganzen Erdball reicht und die zweitausendjährige Geschichte des Christentums umfasst. Es ist zugleich eine Kraftquelle des Glaubens und eine Leitlinie zur geistlichen Orientierung. Formuliert ist alles knapp und einfach und dadurch verständlich dargestellt. So wird das Wesentliche der Botschaft vernehmbar.

»Lass dir wohlgefallen die Rede meines Mundes und das Gespräch meines Herzens vor dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser« (Ps. 19,15).

Der Name: »Vater unser«

Das Gebet des Herrn beginnt mit einer gezielten Anrede: Gott als Vater. Was das bedeutet, wird einem klar, wenn man sich Alternativen vor Augen stellt. Andere Religionen – vor allem in der vor- und frühchristlichen Zeit – kannten die Anbetung von Mächten, Gegenständen und Toten. Auch die Natur, die Sonne, das Feuer, der Mond, die Erde, Tiere (wie der Stier und das goldene Kalb) standen im Mittelpunkt. Kosmische Energien und Ähnliches werden heute vornehmlich als Kraftquellen und Götzen verehrt.

Die Seele des Menschen bedarf aber eines anderen Horizontes, eines väterlichen Lebensgrundes. Darum ist das Vaterunser wie eine Leuchtschrift im Nebel der Ideologien. In der Zwiesprache mit Gott gewinnt man Klarheit und Trennschärfe, die man in der Verwirrung durch den Zeitgeist benötigt. »Erklär mir das Beten«, bat einer einen jüdischen Weisen. Und der erwiderte: »Erklär mir das Atmen!« Beten ist das Atmen der Seele. Menschen flüstern, stammeln, jubeln, röcheln und schreien nach dem Vater. Sie beten sich hin zum Herzen der Welt, dem Fluchtpunkt des Glaubens, des Zweifels, des Fühlens, des Fluchens und des Dankens. Gott ist nicht nur Schöpfer, Herrscher, Richter und Weltenlenker, sondern auch und vor allem Vater. Dieser männliche Akzent wird biblisch gesetzt, nicht überheblich, nicht frauenfeindlich, nicht dem eigenen Ermessen anheim gestellt, nicht als Wunschvorstellung oder Irrlicht. So ist Gott eben, so stellt Er sich dar, so fühlt Er, das ist Seine Ei-

genschaft, die auch das Mütterliche beinhaltet. Aber Gott ist kein Paar, nicht auch »Mutter«. Es wäre ein biblisches Dilemma, wollten wir »Vater unser« ersetzen durch »Mutter unser« oder gar »Eltern unser«.

Der Begriff Vater umschließt Macht und Fürsorge in einem, ist Liebe, Güte und Autorität. Gott will so genannt, bekannt und gewollt werden. Er ist kein Krümel im Erfindersinn des Menschengenies, kein namenloses Partikelchen im Rahmen von Religionen, nicht neutrales Schicksal, das verantwortungslos dahinschwebt, sondern eine persönlichkeitsbewusste Universalkraft, die sich ohne Anmaßung und Arroganz Vater nennt und Vater ist.

Die Personalität Gottes wird abgesichert durch die geschichtliche Erscheinung und zentrale Stellung des Sohnes Gottes. Der Apostel Paulus nennt Jesus Christus das »Ebenbild Gottes« (2. Kor. 4,4).

Feministische Strömungen waren zur Zeit Jesu nicht bekannt. Es gab den Gaia-Kult, der die Erde und die Macht der Natur verehrte, die man sich als weibliche Gottheit vorstellte. Hier ging es um eine eher triebhafte Fruchtbarkeitskultur. Jesus hat sich diesem Umfeld nicht angeglichen, sondern blieb der göttlichen Offenbarung treu. Mütterliche Tragfähigkeit und weibliche Eigenschaften kommen an anderen Stellen der Bibel deutlich genug zum Ausdruck und finden ihre Würdigung und Bedeutung in angemessener Form. Durch Ausspielung der Begriffe würde nur das Gegenteil erreicht, nämlich eine neue Einseitigkeit. Es kommt nicht auf das angebliche Geschlecht Gottes an, weil das Geschlecht der Schöpfung zugehört, nicht aber dem Schöpfer. »Vater« steht für göttliche Güte, Gerechtigkeit, Verantwortung, Vollmacht und Vertrauenswürdigkeit.

Die Ortsbestimmung: »Der du bist im Himmel«

Christen sind Bürger zweier Welten: Auf dieser Erde leben wir, aber wir sind verankert im Himmel. Wir sind auf Wanderschaft. Unsere Seele weiß, wo der Himmel ist. Himmel ist die Heimat unseres Innersten. Himmel ist das Letzte, das Ziel, das Wahre, ist bei Gott sein, frei von Mühe, Tränen und Tod.

Bei dieser Ortsbestimmung geht es nicht um das Weltall und astronomische Einsichten. Die Seele versteht die Sprache des Bildes: »Der du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest. Den, der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllest ...« (Goethe). Die Sehnsucht nach Frieden durchzieht die Menschheitsgeschichte. Und in der Tat ist uns mehr bereitet als dies kleine Erdenleben. Wir sind von Erde genommen, aber im Himmel verzeichnet. Wir sind mit einem Verlangen geeicht, das ewig sein möchte. Die Ewigkeit Gottes wird mit dem Begriff Himmel angesprochen. Hier überwindet der Mensch seine Vergänglichkeit, und der Christ rechnet mit der »Auferstehung am Jüngsten Tage«. »Das Schönste kommt noch«, schrieb Fritz Rienecker. Der Mensch ist jetzt hineingezwungen in das räumliche Denken. Gottes Geist aber ist geographisch ungebunden und Gottes Gegenwart nicht örtlich zu fixieren. Himmel ist, wo Gott ist, und Gott ist im Himmel. Himmel ist Gottes Herrlichkeit, die der Apostel Paulus so beschreibt: »Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben« (1. Kor. 2,9).

Das Gebet im Leben des Christen ist gleichsam wie eine Nabelschnur zur Ewigkeit. Wir gehen einer ewig gültigen Instanz entgegen und es wäre Narrheit, das

wegleugnen zu wollen. Himmel bedeutet auch, dass nichts Trennendes mehr zwischen Gott und dem Menschen liegt. Wir stehen mit beiden Beinen auf der Erde und sind doch vom Himmel umarmt. Gott legt Seinen Arm um uns. Das ist die Urgeste der Barmherzigkeit des Vaters. Das ist der Lebensstrom, der uns trägt, der Energiehaushalt, der uns Glauben und Vertrauen schenkt.

Es gibt auch die Hölle. Was sich Menschen an Leid antun können, erleben wir täglich auf dieser Erde. Hölle ist noch mehr, ist endlos, ist Gottesferne, Hass und Verurteilung. Sie ist ewiges Verderben, Kälte, Verstocktheit, Rache, Neid, Ichverkapselung. Himmel ist die Öffnung, ist Gottes Werkstatt, ist Gottes Anwesenheit. Himmel ist, wenn Gott immer bei uns ist.

Die erste Bitte: »Geheiligt werde dein Name.«

Wie bei den Zehn Geboten werden die Heiligkeit und Größe Gottes an den Anfang gestellt. Aus ihnen leitet sich alles andere ab. Sie sind die Voraussetzung für das menschliche Miteinander und die Alltäglichkeiten des Lebens. Sie sind auch das Fundament für die allumfassende Botschaft, dass »Gott ist alles in allem«.

Der Name Gottes ist nicht darauf angewiesen, dass man ihn heilig hält. Er ist in sich selbst heilig und unanfechtbar. Aber wir bitten in diesem Gebet, dass Er auch bei Menschen und Völkern den Respekt und die Hochschätzung erhält, die Ihm gebühren. Die Autorität Gottes ist der Hintergrund für alles Handeln und für alles Geschehen im Menschenleben und im Dasein der Völker.

Die Heiligkeit Gottes ist keine Etikette, keine geschäftstüchtige Klangnominierung, um Eindruck zu

machen. Sie ist Ausdruck Seines Wesens und Seiner Kraft, Seiner Ehre und Seiner Würde.

Es liegt eine Gier in der menschlichen Eigenheit, sich selbst zu erhöhen. Das fing bei den Leuten in Babylon an, die einen Turm bauen wollten bis in die Wolken hinein, um ihre Größe zu demonstrieren. Aber kein Mensch kann Gott vor seinen Karren spannen, um sich dadurch Geltung zu verschaffen. Sind wir versucht, das Heilige für uns in Dienst zu stellen, damit es unseren Wünschen zuarbeitet?

Der Mensch tritt oft zwiespältig und vermessen auf und vergöttert sich bis zur Selbstanbetung. In der Geschichte der Völker erlebten wir das. Da, wo der Mensch sich zum Maßstab setzt, verliert er das Maß und wird maßlos. Nur im Rahmen der Gebote und der Heiligkeit Gottes ist er gleichsam vor sich selber sicher. Denn man kann die Ungerechtigkeit der Welt, das Grauen und die Willkür, die tausendfältige Angst und eine tyrannische Wut nicht Gott in die Schuhe schieben. Der Mensch selbst schafft sich die Millionenbrände und Hungersnöte, die Kriegsgemetzel und Einsamkeiten. Monsterhaft und gespenstisch ist die Fratze des Menschen, der sich Böses ausdenkt und anderen Unheil bringt. Er sieht es sogar als Spiel an, Horrorvideos auszudenken und Schreckensfilme zu produzieren. Er ist ein Wüstling der Finsternis mit wechselnden Visagen und einem Hungergefühl nach mehr Grausamkeiten. Und wenn dieser Mensch Gott erfinden würde, dann wäre Er böse. Aber Er ist anders, Er ist heilig.

Die zweite Bitte: »Dein Reich komme.«

Das sind nur drei Worte, die wie ein Zukunftsstrahl einen dunklen Tunnel erleuchten. Alle Welt predigt die Angst vor der Zukunft und macht den Menschen ban-

ge. Hier wird nicht das Dunkel beschworen, sondern der Blick erweitert. Nicht um unerfüllbare Wünsche geht es, sondern um »Sein Reich«. Es möge Platz greifen im Herzen des Menschen und in der Zukunft der Welt. Gott ist nicht tot, sondern Er ist im Kommen. Das ist eine enorme seelische Befreiung, ein ungeheures Aufatmen vor dem Hintergrund eines vermeintlichen Weltunterganges. Die Vorstellungswelt kann es sich nicht ausmalen, wie und was praktisch geschehen wird. Das bleibt Gottes Geheimnis.

Das Reich Gottes ist nichts Phantastisches. Darum darf man wohl die Offenbarung des Johannes hinzuziehen, Kapitel 21: »Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein. Und Gott wird abwischen alle Tränen aus ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen. Siehe, ich mache alles neu.«

Die große Illusion von der klassenlosen Gesellschaft wird auf Erden nicht in Erfüllung gehen. Aber die Hoffnung auf ein Reich des Friedens hat Verheißung. Gott braucht Menschen, die Ihm gehorsam sind. Dann wird die Zukunft anbrechen und anders aussehen. Gottes Reich wird geistliche Dimensionen setzen und von Ewigkeit zu Ewigkeit wahren. Denn: Gott hat noch eine ganz andere Welt im Jenseits für uns vorbereitet. Worin wir jetzt leben, das ist nur Bühne, nur Kulisse, nur Pappe. Die Wirklichkeit, das Echte, das Vollendete kommt erst. Vielleicht erwachen wir wie aus einem Traum. Verwandelt werden wir aufwachen. Dann bricht das Staunen in Ewigkeit an.

In der Bitte »Dein Reich komme« liegt auch ein Versprechen Gottes: »Ich komme, und du wirst bei mir sein!«

Die dritte Bitte: »Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden.«

Das ist vielleicht die schwerste Bitte, oft nur mühsam zu akzeptieren und am unbequemsten umzusetzen. Sie geht gegen den Strich und mindert den Eigenwillen. Eine ärgerliche Formulierung, weil doch das Ich des Menschen meist den ersten Platz beansprucht und groß und stark sein möchte, um den Weg des Lebens selbst zu finden. Gerade darum liegt hier ein Impuls vor, der die Eigenart der Nachfolge Jesu Christi verdeutlicht. »Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!« Das bedeutet nicht einen mühseligen Verzicht, sondern ist ein Schritt zugunsten des menschlichen Ergehens, weil Gott es eben besser weiß und plant.

Aber die Verwirklichung des Willens Gottes liegt weitgehend im Argen. Gott wünscht Frieden, Gerechtigkeit, Vergebung und Versöhnung. Aber Menschen streiten, kämpfen, hassen und töten. Völker bekriegen sich und Unvernunft zerstört die Welt. Theoretisch bejahen wir das Gute und praktisch tun wir das Böse. Der Dichter Friedrich Hölderlein hat die Deutschen einmal gekennzeichnet als »gedankenvoll und tatenarm«. Und doch soll der Mensch ein Ausführungsorgan des göttlichen Willens sein. Die Gedanken Gottes umzusetzen bedeutet ja nicht, dass man hilflos, tatenlos und ohnmächtig ist, sondern nach Paulus »fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal und anhaltend im Gebet«. Hier bewährt und stärkt sich der Glaube, realisiert sich und wird zur Tat »wie im Himmel so auf Erden«.

Aber wir Menschen sind noch »ein Haufen wechselnder Wünsche« (Ernst Bloch), Schilfrohre, über die das Schicksal hinwegweht, »Schilfrohre – aber denkende« (Blai-

se Pascal). Und weil wir denken können, müssen wir wollen, »dass Gottes Wille geschehe, nicht der meine, der deine, selbstsüchtige, habsüchtige, rachsüchtige, geltungssüchtige, vergnügungssüchtige, ichzentrierte, bestenfalls gut gemeinte Wunsch« (T. Giesen). Wir beten um Gottes Willen, aber »wenn es anders kommt, als wir es erbitten, kommt es besser«, so bezeichnet Martin Luther diesen hoffnungsfrohen Lebensmut, der sich in der Hand Gottes weiß, wie dunkel die Nacht auch sei. Es ist eine Vertrauensbitte, die dem Willen Gottes uneingeschränkt Raum gibt. Das ist die Grundbedingung für gelingendes Leben.

In den Zehn Geboten beispielsweise und in der Bergpredigt hat Gott die Richtung gewiesen. Seine Leitlinien sind kurz, klar und wahr und umschreiben Kern und Wesen Seines Willens. Wir werden abgekettet von Übermut, Egoismus und Selbstzweifel. Denn praktisch kümmerte uns der Wille Gottes überhaupt nicht. Wir sind wie träge Klötze, bequeme Genießer im lauwarmer Dasein. Aber Gott möchte uns in Gebrauch nehmen, um mit uns Sein Reich zu bauen und Seinen Willen zu erfüllen. Alles hat mit Dienst zu tun. Jesus sagt von sich: »Ich bin nicht gekommen, mir dienen zu lassen, sondern um zu dienen« (Matth. 20,26.28). Gott lässt sich nicht dienen, sondern dient. Darin steckt das Geheimnis Seines Willens. Der Allmächtige bückt sich, leidet, liefert sich aus, trägt die Sünde und den Unrat der Welt, lässt sich am Kreuz mit Schuld beladen. Jesus wäscht den Jüngern die Füße. Ein Gott der Erniedrigung – das sind geistliche Aspekte des Handelns.

Vom Eingebildetsein zum Dienen, von der Selbstherrlichkeit zum Schwachsein, vom Könner-Denken zur Demut – das bringt dem Willen Gottes näher. Wo selbstsüchtige Individuen ihre eigene kleine Oase hüten möchten, wird der Auftrag Gottes blockiert.

Da hängt man an einem selbstgespinnenen Faden wie eine Spinne im leeren Raum. Letztlich macht das einsam, unbekömmlich, unfruchtbar und unausstehlich. Darum wird es Zeit für den Kanal Gottes, für die Gemeinschaft »der Heiligen«, für die Kreativität der Zeugen Jesu. Die Erdenzeit ist nicht von Dauer. Das Leben ist begrenzt und bald hat die Erde ausgedient. Aber wir wissen von einem Erntetag, an dem alle Bausteine zusammengetragen sein werden und sichtbar wird, was der Wille Gottes formen wollte.

Die vierte Bitte: »Unser täglich Brot gib uns heute.«

Diese Bitte kann ich besonders nachempfinden, denn ich gehöre zu denen, die noch Hunger kannten. Bombentrümmer, Flucht und Elend lehrten uns das. Tägliches Brot gab es nicht. Hungernd und verhungert erleben wir bis heute Menschen und Völker vieler Länder auf dem Fernsehschirm. Das Vaterunser erinnert uns daran.

Der Lebensbedarf und das Lebensrecht dürfen Anliegen eines Gebetes sein. Dabei geht es nicht um materiellen Fortschritt um jeden Preis, nicht um Maßlosigkeit einer Gesellschaft, nicht um Sonderwünsche und Sonntagsnahrung, sondern darum, was der Mensch zum Leben braucht. Mit »Brot« ist symbolisch alles abgedeckt, was Martin Luther in seiner Erklärung umschließt: Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, Haus und Hof, Acker und Vieh, Geld und Gut, die Ehe, die Kinder, die Regierung, die Gesundheit, Freunde und Nachbarn und der Friede rundum. Dabei liegt die Betonung nicht nur auf der Gabe, sondern auch auf dem Dank. Danken ist zur schwerfälligen Eigenschaft geworden. Wir sollten es üben und von Herzen Dank aussprechen, dass uns das tägliche Brot geschenkt wird.

Ob wir morgen unser tägliches Brot essen können, ist nicht sicher. Wir haben es immer nur für heute und müssen um das Morgen bitten. Auf welche Fülle von Gewährung, Ernährung, Gesundheit und Gemeinschaft blicken wir zurück. Was morgen ist, weiß niemand. Wir denken und danken daher für den nächsten Tag, die nächste Nacht, den nächsten Atemzug, noch ein Essen, noch einen Kuss, noch einen Augenblick ... Dank für alles! Wir erhielten ein überquellendes Maß. Dürfen wir überhaupt noch hinzu bitten? Was steht uns denn noch zu? Was bin ich als Mensch, dass Gott meiner überhaupt gedenkt (Ps. 8,5)?

Was ist notwendig und was ist nur begehrenswert? Ist nicht schon ein Existenzminimum des Dankens wert? Alles ist Geschenk. Und wenn es etwas mehr sein darf an Nahrung, Ruhe, Kraft, Bequemlichkeit, Freundschaft? Danke! Wir spüren das elementare Leben-Dürfen. Und verstehen das Pauluswort: »Gott, der uns dargibt reichlich, allerlei zu genießen« (1. Tim. 6,17c).

Unser Körper benötigt nahrhafte Speise – und die Seele? Von Brot und Geld wird sie nicht satt. Haus und Besitz sind wünschenswert, aber seelisch nicht ausreichend. In Lukas 12 erzählt Jesus ein Gleichnis von einem Mann, der genügend Vorräte angehäuft hatte und nun sorgenfrei leben wollte. Da spricht Gott zu ihm: »Du Narr! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und was wird's sein, das du bereitet hast?« Das Auskommen und die Besitzvermehrung sind somit nicht das Maß der Dinge.

Genügend Vorsorge zu treffen gehört zur Pflicht und zur Würde des Menschen. Aber die Seele ist damit noch nicht versorgt. Auch Sinnggebung, Bewunderung,

Ehre und Achtung sind keine letzten Werte. Der Vertrag mit dem Leben ist stündlich kündbar. Und dann? Psalmisten der Bibel drückten die Stimmung der Seele aus: »Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, nach dir.« Die Seele braucht Gott, um nicht zu verhungern. Sie bedarf sogar eines gnädigen Gottes, um nicht zu sterben. Die Seele hat keine Taschen, auch keine Speichermöglichkeiten und darf auf Vorrat nichts anlegen. Sie hat leere Hände und bringt nichts mit. So sehnt sie sich nach dem, was ewig ist und unvergänglich bleibt. Unsere Seele schaut nach den Wundern Gottes, nach der Güte des Herrn, nach der Barmherzigkeit Christi. Es stimmt: »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort Gottes.«

Die fünfte Bitte: »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.«

Diese Bitte ist noch wichtiger, ja, schwerwiegender als die um das tägliche Brot. Hier geht es um die entscheidende Substanz von Sein und Werden. Jesus hatte die Reihenfolge erkannt und bot zunächst das Materielle, das Nahrhafte, das Leiberhaltende an. Und gleich danach beginnt die Sorge um die Seele. Als sei der Mensch in dieser Reihenfolge ansprechbar und aufgeschlossen. Die Heilsarmee hat das psychologisch nachvollzogen: Erst die kräftige Wurst in der Erbsensuppe, dann die evangelistische Predigt.

Es gibt ein geistliches Prinzip: Zunächst geht es um die Vergebung der eigenen Schuld, dann erst können wir ehrlicherweise auch anderen vergeben. Die Schuldhaftigkeit des Menschen wird als Grundtatsache vorausgesetzt. Wie sagt der Dichter Franz Werfel: »Man wird geboren, und schon ist man schuldig.«

Über die Erbsünde ist viel gestritten worden. Sie bedeutet nicht, dass Sünde erblich ist, sondern dass der Mensch – von Gott getrennt – gar nicht anders kann, als schuldig werden. Schuld und Sünde sind unser Schicksal, sind sozusagen seit dem Sündenfall unausweichlich. Niemand kann sich die Überheblichkeit herausnehmen und sagen, er sei ohne Sünde. Das galt nur für den Sohn Gottes, Jesus Christus. Paulus fasst die menschliche Situation in die Worte: „Wir sind allzumal Sünder und entbehren des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten.« So ist jeder schuldig und jeder auf Vergebung angewiesen – so dringend wie auf das tägliche Brot.

Wenn dieser erste Schritt in unserem Gewissen gelungen ist, dann kommt der zweite: Über die versöhnende und vergebende Liebe Gottes können wir menschliche Beziehungen in Ordnung bringen und anderen ebenfalls vergeben. Paulus unterstreicht das im Epheserbrief: »Seid untereinander freundlich, herzlich und vergebet einer dem anderen, gleich wie Gott euch vergeben hat« (Eph. 4,32).

Nicht Untadeligkeit, Perfektionismus und Vollkommenheit machen die Würde des Menschen aus, sondern die Verträglichkeit und die Fähigkeit zum mitmenschlichen Umgang. Die Einsicht in das eigene Versagen und in die eigene Schuld macht fähig, Vergebung zu empfangen und Vergebung zu erteilen.

Im praktischen Alltag sieht das so aus, dass wir gerne recht flüchtig über eigene Schwächen hinweghuschen, vielleicht ein wenig Bedrückung empfinden, aber die eigentliche beschämende Situation schnell vertuschen möchten. Das kann grobe Klötze betreffen, aber auch feine Maschen. Es kann um Gravierendes oder Nebensächliches gehen. Belas-

tendes drückt immer, Schuld ist Schuld. Es ist Gnade, wenn das Kartenhaus der selbstgezimmerter Wohl-
anständigkeit zusammenfällt. Denn das ist ein An-
fang. Gott kann uns erst vergeben, wenn wir uns nicht
mehr durch Prestige und Arroganz schützen. Sünde
ist unsere Nachtseite, die immer vorhanden ist. Es ist
die Seite der Maske, des verlorenen Gesichtes, des
Verblendeten, des Rücksichtslosen, des Grausamen,
alles getarnt. Wir möchten bemänteln, Entschuldigungen
inszenieren, mit Geschenken gutmachen. Man verbirgt
dabei das »versteinerte« Herz und Abgründe des Wesens.

Dann macht Gott hellhörig: Man bemerkt sich, verachtet
sich, würde sogar das Leben wegwerfen. Gott hält
dagegen: »Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet
alle deine Gebrechen ... Er handelt nicht mit uns nach
unseren Sünden und vergilt uns nicht nach unserer
Missetat« (Ps. 103).

Der Weg des Menschen auf Erden geht durch Schuld.
Die ganze Geschichte der Menschheit ist die Ge-
schichte ihrer Schuld. Wer das leugnet, der weiß
nichts vom Leben und davon, wie jeder an jedem
schuldig wird. Die Versuche, aus eigener Kraft das
Heil zu finden und das Elend zu verlassen, sind be-
achtlich. Aber Gott hat einen anderen Weg be-
schlossen. Er sagt ja zum hoffnungslos verzweifelte-
ten Sünder: »Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein geäng-
stigter Geist; ein zerschlagenes Herz wirst du, Gott,
nicht verachten« (Ps. 51). Gott ist ein Gott der Ver-
zweifelte und Vereinsamte, der Zukurzgekomme-
nen und Entwurzelten, der Entgleisten und Minder-
wertigen; ein Gott auch derer, die vielleicht vor Men-
schen makellos bleiben konnten, vor Ihm aber schul-
dig wurden. Gott ist unbegreiflich gütig, voll Freude
über das Finden des Verlorenen, gnädig dem Schul-

digen. Nur so löst sich das unentwirrbare Knäuel menschlichen Versagens und irdischer Schuld. Hier wird dem Menschen ein Stück seiner Gottesebenbildlichkeit und Würde zurückgegeben. Wem Schuld vergeben ist, der ist freien Herzens. Die Vergebung zerreißt Ketten des Unheils.

Die sechste Bitte: »Und führe uns nicht in Versuchung.«

Vielleicht ist Versuchung verlockend, faszinierend und reizvoll. Wer wollte leugnen, dass uns Knisterndes anzieht und Abenteuerliches die Langeweile durchbricht? Versuchung kann eine Sache, eine Idee oder auch einen Sinnenreiz beinhalten, als Verlockung, Blendwerk oder Köder Anziehungskraft besitzen. Sie wird als Lustgewinn gewertet. Unsere Zeit bietet dergleichen durchaus auf positiver Ebene an. Aber das glatte Parkett trägt meist. Darunter befindet sich nicht selten schwankender Boden. Darum die Bitte: Fhre mich erst gar nicht in die Betrung und Verblendung hinein, sondern bewahre mich vor diesem Schritt. Das Aufregende und selbst das Schöne im Leben müssen nicht das Lebensentscheidende sein. Zur Klugheit gehören auch die Selbstlosigkeit und die Entsaugung. So entgeht man den Irrlichtern, Holzwegen und verhängnisvollen Abstechern.

Das Menschenleben ist ein andauerndes, sich ständig neu konstituierendes Konfliktmuster von Freiheit und Anfechtung, Eigenleben und Versuchung, Selbstbestimmung und Bindung. Unendlich wurde über diese Verflechtung nachgedacht und versucht, die psychischen Probleme zu entrseln. Und doch »wissen wir davon weniger als die Ameise vom Britischen Museum« (Carl Gustav Jung). Ist alles ein Minenfeld, eine Versuchsstation, eine Triebsteuerung mit

Langzeitzündung? Begibt sich der Mensch gelegentlich recht gern auf Glatteis? Wie verwoben sind hier Gottes Führung und menschlicher Eigenwille? Ich möchte nicht darüber nachdenken, sondern bitten: Führe uns nicht in Versuchung!

Alle großen Katastrophen der Menschheit, von der Sintflut bis zu den Schreckenstagen der Gegenwart, sind Symbole des Leides, der Versuchbarkeit, der Verletzlichkeit und der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen.

Gott ist Schöpfer und Autor des Lebens. Wir haben es im Ohr: »Gott sah an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut.« Aber der Mensch machte ein verzerrtes Bild daraus und trug zur Gottesvergiftung bei. Er sollte Helfer und Gefährte sein und verblieb bald hilflos, schuldvoll, entseelt und verloren.

Hier wird das Wort der Bibel mit dem Vaterunser geradezu zu einem Lichtblick, zu einem Scheinwerfer, der die Finsternis durchtrennt. Die Kraft Jesu ermöglicht es, nicht der schuldvollen Versuchung ausgeliefert zu bleiben, sondern den Ausgang zu sehen, ein Stück Himmel zu erkennen. Wir haben das Versprechen der Begleitung, die Zusage, Versuchungen durchstehen und Zweifel beseitigen zu können. Da nimmt uns jemand an die Hand und führt durch die Anfechtung hindurch.

Die siebente Bitte: »Erlöse uns von dem Bösen.«

Erstaunlicherweise hat die Glücksforschung (was es nicht alles gibt!) ermittelt, dass nicht die Menschen am glücklichsten sind, denen es ständig gut geht, sondern die, deren Leben einen Wechsel von besse-

ren und schlechteren Zeiten, von Gesundheit und Krankheit, von Wohl und Übel, von Not und Schmerz durchmachen. Offenbar gehört alles zum Leben, wenn es erfüllt und zufrieden sein soll. Die Bitte des Vaterunsers, »Erlöse uns von dem Übel«, kann also nicht der Wunsch nach Befreiung von den Alltagslasten sein. Auch ist es wohl nicht das Begehren, die Erschwernisse der Christuskirche zu erleichtern oder Verfolgungszeiten zu mildern. Denn solches hatte Christus vorausgesagt, und dem können ernsthafte Christen nicht aus dem Wege gehen. Zwar sucht niemand ein »Jammertal« (Luther), wenn es aber die natürliche Folge konsequenter Jüngerschaft wäre, dann gehörte es zur Normalität der Jesus-Nachfolge. Der Begriff und die Tatsache des »Bösen« müssen demnach weitreichender und tiefliegender sein.

Es gibt Abgründe des Denkens und Handelns, die menschlich kaum zu ermessen sind. Es gibt einen Irrsinn des Geistes, der Massenelend verursacht. Es gibt Irrwege der Psyche, gegen die man kein Mittel findet. Aber nicht nur die dramatischen Vorgänge im Menschenleben können bösen Charakter haben, sondern vieles im normalen Alltag kann belastend und ungeheuerlich sein. Die kleinen Tücken sind oft die Ursache für große Auswirkungen. Und nicht zu vergessen: Die Menge der winzigen so genannten »kleinen Teufelchen« sitzt in uns selbst und kann uns böse und garstig machen. Böses vermag nicht nur von außen zu kommen, sondern sitzt auch in uns. »Die Linie, die Gut und Böse trennt, verläuft quer durch jedes Menschenherz« (Alexander Solschenizyn). Und Ernst Jünger mahnte: »Der Mensch darf nie vergessen, dass die Bilder, die ihn jetzt erschrecken, das Abbild seines Innern sind.« Darum gilt Römer 12,21: »Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.«

»Böse« bezeichnet weniger eine spezielle Eigenschaft als vielmehr eine grundsätzliche gottfeindliche Haltung, die sich auf allen Gebieten des Lebens auswirken kann. Böse ist in der Tat alles, was geistliche Bezüge stört und die Ordnung Gottes durcheinander bringt (Diabolos = der Durcheinanderwerfer, der Böse). Bosheit als Gesinnung ist unverträglich. Böses hat den Trieb, sich auszubreiten und wird nicht selten unkontrollierbar. Es möchte als solches nicht erkannt werden und ist darum ein Meister der Tarnung (Ps. 28,3; 2. Kor. 11,13-15). Keiner kann es einfach unter den Teppich kehren oder achselzuckend hinnehmen. Man soll vielmehr energisch darum ringen, innerlich schreien, sich der Tränen nicht schämen und aus dem Herzen heraus flehen, dass Erlösung geschieht. »Erlöse uns« ist wohl die dringlichste aller sieben Bitten dieses Gebetes. So bitten wir, suchen wir, klopfen wir an bei Gott! Böses wird ernst genommen. Jesus gibt uns diese Bitte auf, die damit weder banal noch belanglos ist, sondern eine Störung kennzeichnet.

Die Erlösung geschieht nur durch einen: Jesus Christus. Tod und Auferstehung des Sohnes Gottes garantieren sie, weil Gott uns liebt. Wir gehören Ihm und nicht dem Bösen. Wir sind gehalten von der Liebe Gottes. Dafür starb Christus. Gott brauchte den Tod Seines Sohnes zur Befreiung des Menschen. Mit diesem Geheimnis müssen wir leben, dürfen wir glauben.

Der Triumph: »Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.«

Das ist das »Morgenrot der Ewigkeit«, das ist ein »Abglanz der Zukunft«. Hier siegen nicht das Leid und der Schmerz, nicht die Traurigkeit und das Böse, sondern die Kraft und die Herrlichkeit. Hier wird ein Vor-

geschmack deutlich auf Größe und Glanz, Glorie und Glück des ewigen Lebens. Unsere Väter hätten anhand der Offenbarung des Johannes gesagt, dass hier ein Schein des »himmlischen Jerusalem« erstrahlt, Gott uns an die Hand nimmt und diesen Weg geht. Auf das Ziel hin dürfen wir beten. Hunderte von Generationen haben es getan, gesprochen, gemurmelt, geflüstert, geschrien. Und Gott hört hin, Gott schaut her, Gott zeigt uns den Wesensgrund, fordert Rechenschaft und nimmt Reue an. Er ist die letzte Adresse und die offene Tür für ein neues Leben. Die Heimat wartet. Am Vaterunser können wir uns nach Hause tasten.

Das Gebet ist eine Such- und Finde-Bewegung, die Gott in uns einprogrammiert hat, so wir sie nützen wollen. Wir sind wie Fische im Meer, die das Wasser suchen. Und hier ist eine Gebetsform, die wohl mit Leben am tiefsten gesättigt wurde, ein Horizont der Hoffnung, die Verheißung des Zieles. Wir sind nicht ein Abriss des Nichts, sondern Zeugen des Anfangs. Das Vaterunser ist wie eine Brücke zwischen Himmel und Erde, Gegenwart und Zukunft, Irdischem und Jenseitigem, zwischen dem Jetzt und dem Kommenden, Gott und dem Menschen. In Christus eint sich alles und vollendet die Welt; darin auch unser Leben, das mehr Zukunft hat, als der Alltag ausdrückt. Wir stützen uns allein auf den, der uns glauben und vertrauen lässt und dessen Zusage Wahrheit bleibt und Triumph bedeutet: »Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen.«



Josh McDowell / Bob Hostetler

Glaube ohne Werte

Jugend am Abgrund?

Paperback

352 Seiten

DM 24.80

ISBN 3-89397-252-8

Der moralische Verfall der Jugend – von zügllosem Sex bis Gewalt in den Schulen – macht auch vor unseren Gemeinden und christlichen Familien nicht Halt.

Dieses Buch will Eltern, Jugendmitarbeitern, Lehrern usw. eine Hilfe bieten, wie man Jugendlichen biblische Werte einleuchtend vermitteln kann.

Illustriert mit alltagsnahen Erlebnissen von Eltern, Gemeindeleitern und Teenagern zeigen die Autoren einen praktikablen, systematischen Weg aus der Misere: Biblische Normen und Werte sowie biblisch-moralische Wahrheit sind keine als Schikanen aufgedrückte Lasten, sondern entspringen vielmehr dem Wesen Gottes, der den Menschen dadurch seine Liebe, Fürsorge und seinen Schutz bietet.